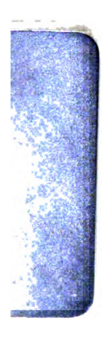

UC-NRLF
B 3 277 446


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA




Digitized by Google

Verhandlungen

des

Historischen Vereins für Niederbayern.

Zweiundsiebzigster Band.

Landshut 1939.
Druck der Jos. Thomann'schen Buchdruckerei.

Vorwort.

Mit dem 72. Band der „Verhandlungen" läßt der Historische Verein seinen Mitgliedern die Vereinsgabe für das Jahr 1939 zugehen. Der erste Aufsatz von Stephan Freiherrn von Schleich: Die Familie von Schleich behandelt die wechselvollen Schicksale einer Landshuter Patrizierfamilie. In der Studie über „Das älteste Landshut" hat Oberstleutnant a. D. Baumann versucht, die örtlichen Verhältnisse vor der Gründung der Stadt im Jahre 1204 und die Bedeutung zu schildern, welche dieselben für die erste Anlage der Stadt und für ihre Ausdehnung im Mittelalter gehabt haben. Die Arbeit des Oberstudienrats Rudolph gibt einen auf archivalischen Quellen beruhenden Beitrag zur Geschichte der Graphitgewinnung in Niederbayern. Der Verein darf sich der Hoffnung hingeben, daß diese Arbeiten die Anteilnahme einer recht weiten Leserwelt finden.

Auch im Jahre 1938 hat der Historische Verein einige seiner getreuen Mitglieder ins Grab sinken sehen. Die Totentafel verzeichnet die Herren:

Rentier Tippel,
Kreisfischereirat Streibl,
Oberamtmann Dr. Bundscherer,
Justizrat Bauschinger.

Der Verein wird ihnen ein ehrendes und freundliches Gedächtnis bewahren.

Das große geschichtliche Geschehen des Jahres 1938, die Rückkehr Deutsch-Österreichs und Sudetendeutschlands zum Reiche hat auch den Historischen Verein aufs tiefste bewegt. Begrüßungen ergingen an die mit uns seit vielen Jahrzehnten freundschaftlich verbundenen österreichischen Geschichtsvereine und in schwungvollen Antwortschreiben haben dieselben ihrer Freude und Ergriffenheit über die Tat des Führers Ausdruck verliehen.

Ebenso wie früher hat der Verein auch im Jahre 1938 von vielen Seiten wohlwollende und freundliche Unterstützung erfahren. Das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus, der Kreistag von Niederbayern-Oberpfalz und die Stadtverwaltung Landshut haben dem Verein namhafte Zuschüsse gewährt. Von Mitgliedern und Freunden sind dem Verein wertvolle Gegenstände zur Ausgestaltung des Kreis- und Stadtmuseums überwiesen worden. Die Heeresbücherei VII in München und die deutsche Heeresbücherei in Berlin haben durch Schenkungen den Bestand der Bücherei vermehrt. Ihnen allen hiefür den herzlichsten Dank des Vereins auch an dieser Stelle nochmals zum Ausdruck zu bringen, ist mir ein tiefgefühltes Bedürfnis. Auch die örtliche Presse sei für die Bereitschaft, mit der sie die Belange des Vereins in der Öffentlichkeit förderte, aufs beste bedankt.

Der Verein hat seinen Mitgliederstand im allgemeinen zu wahren vermocht. Aber angesichts der allseitigen Inanspruchnahme scheint es nicht unangebracht, die dringende Bitte zu erneuern, unsere Mitglieder möchten in ihrer Treue für den Verein und in dem Bemühen, aus ihrem Bekanntenkreis neue Freunde für die idealen Bestrebungen des Vereins zu gewinnen, nicht erlahmen.

Landshut, 26. 5. 1939.

Heil Hitler!

Vielweib.

Das
Achdorf-Landshuter Geschlecht der Schleich.

Von

Stefan Freiherr von Schleich.



Der Name Schleich (Sleich, Sleych, Sleih, Sleyh) kommt schon frühzeitig in Landshut vor.

Die Urbarbücher des fürstlichen Kastens Landshut, die mit dem Jahr 1439 beginnen, geben fortlaufend Kunde von Trägern unseres Namens, die in der Hofmark Achdorf ansässig waren und dort wie in der benachbarten Hofmark Berg (Perg) Weingärten hatten.

Schon das älteste Urbarbuch von 1439 nennt einen Caspar Sleich und eine Sleyhin, die in Achdorf Hofstatt und Garten haben. Caspar gibt u. a. von des Heya Weingarten in Achdorf 48 Regensburger Pfenning. Er hatte auch drei Weingärten in Berg. Von dem ersten, der auf dem Gaishof lag, gab er 48 Regensburger Pfenning minus 1 Landshuter Pfenning, von dem zweiten den fünfthalben Teil Wein, von dem dritten, genannt der Hubschöll, den Zehnt-Eimer Wein.

Ein Stiftbuch vom Jahr 1498 nennt neben einem Priester Wilhelm Sleich die „Sleihn“, die einen Weingarten bei der „preß“ d. i. der fürstlichen Weinpresse in Berg hatten, ferner die Erben des Konrad Sleich, die u. a. vom Heya Weingarten 4 Schilling gaben, einen Hanns und einen Jorg Sleich, welch letzterer von einem neuen Haus auf dem Mülanger in Achdorf 7 Pfenning Dorfwandel gab.

Ein etwas jüngeres Gültbuch (ohne Datum) nennt wieder einen Caspar Sleich, der zwei Weingärten im Neusatz in Berg hatte und vom Heya Weingarten in Achdorf 4 Schilling gab.

Die beiden Caspar und Konrad kommen auch als Siegelzeugen in Landshuter Gerichtsurkunden vor.

So ist der ältere Caspar Siegelzeuge in einer Urkunde vom 7. März 1449, wonach Eberhart Puecher, Bürger zu Braunau, dem Augustin Fürlaff, Bürger zu Landshut, seine beiden Häuser in Landshut verkauft.

Konrad ist Siegelzeuge in einer Urkunde vom 11. Mai 1482, wonach Ulrich Harster, gesessen zu klein München in der Au, an Herzog Georg ein zur Schwaigen in der Au, genannt Harsterschwaig, gelegenes Wismat und Holzgrund verkauft.

Der jüngere Caspar ist u. a. Siegelzeuge in einer Urkunde vom 24. Januar 1486, wonach Agnes Pfeffenhauserin ihre Behausung in der Neustadt dem Wolfgang Puecher verkauft.

Von dem jüngeren Caspar wissen wir mehr. Er war, mindestens seit 1470, Goldschmied in Landshut, wo er nach dem Steuerbuch von 1493 ein Haus „Schulgassen hinhinter" d. i. in der heutigen Spiegelgasse, besaß.

Das Landshuter Goldschmiedegewerbe stand damals in hoher Blüte. Aus einem auf uns gekommenen Lehrlingsbuch der Goldschmiedzunft lassen sich für den Zeitraum 1476—1503 nicht weniger als 33 Meister feststellen und da sind in dieser Zahl nur diejenigen inbegriffen, die „Lernknaben" anleiteten. Im Jahr 1472 waren 23, im Jahr 1493 22 Meister in Landshut ansässig. Auch Caspars Sohn Jörg erlernte die Goldschmiedekunst und kam am St. Georgentag 1480 zu dem Goldschmied Hanns Koll in die Lehre; die Lehrzeit betrug 6 Jahre, die bezahlte Gerechtigkeit (Lehrgeld) 3 Schilling.

Caspar, der später sein Gewerbe nicht mehr ausgeübt zu haben scheint — wenigstens führt ihn das Steuerbuch von 1493 nicht mehr unter den damals in Landshut ansässigen Goldschmieden auf — war auch im öffentlichen Leben tätig. In zahlreichen Urkunden erscheint er als Urteiler, mit den Oberndorffer, Schilthack und Leitgeb, den Scharsacher, von Asch und Lorberer ist er „an dem Rechten gesessen". Seit dem Jahr 1494 war er im äußeren Rate der Stadt, dem er ununterbrochen bis zur Auflösung des Rates durch den Landshuter Erbfolgekrieg (1504) angehörte. Im Herbst 1503 erlitt er in seinem Weingarten einen schweren Unfall, indem ihm von einem Weinzierl, der lang mit ihm in Recht gestanden, die rechte Hand abgeschlagen wurde. So berichtet die Landshuter Ratschronik. Als nach Beendigung der durch den Erbfolgekrieg hervorgerufenen Wirren an Georgi 1506 ein neuer Rat gesetzt werden sollte, stand sein Name mit dem Zusatz: „ist lang des Rats gewesen, hat 1 Handt" auf der dem Herzog Albrecht vorgelegten Vorschlagsliste, die 31 Namen enthielt. Er gehörte fernerhin dem äußeren Rate an und trat 1512 in den inneren Rat über. Am Erhardstag 1516 segnete er das Zeitliche und wurde bei den Franziskanern begraben, wo seine Gattin Anna, geborene Sautreiber († 1500) bereits ruhte.

Auch im 16. Jahrhundert berichten die Landshuter Urbarbücher sowie die Briefsprotokolle regelmäßig von den Angehörigen des Geschlechts, die zumeist die Vornamen Georg, Hanns und Pangratz tragen. Auch ein Jobst kommt vor. Ein Caspar Schleich zu Landshut hatte 1524 ein Haus auf dem Puchanger in Achdorf, ein Georg Schleich von Vilsheim ein solches auf dem Mülanger (1545). Georg

und Martin tauschen 1561 ihre Wiesen bei der „Stachel Zillstat", Hanns und Wolf Lorenz verkaufen 1567 eine Wiese bei der „Stachel Zillstat" an Konrad Aicher, Weinschenk zu Landshut, Hanns Schleich zu Achdorf und seine Ehefrau Barbara verschreiben 1566 3 Gulden Gilt auf ihre Hofstatt und Garten, Balthasar und seine Frau Margareth verschreiben im gleichen Jahr 5 Gulden Gilt auf ihr Erbrecht des Pliemelhofes in Achdorf usw.

Das Urbarbuch von 1578 nennt u. a. den Secretarius Stephan Schleich, der Hofstatt und Garten am Schrepfenberg in Achdorf hatte. Auf ihn, den nachmaligen Rentmeister, führen wir heute Lebende die Stammreihe zurück.

Nach einem Eintrag in der Handschrift B der Landshuter Ratschronik ist „sein eheleiblicher Bruder Georg, ein Weinzierl von Achdorf, am 1. August 1579 Bürger in Landshut worden". Ein späterer Chronist hat hiezu die Randbemerkung gemacht: Jetzt seinds Edlleuth. Mirabile!

Stephan war 1574 fürstlicher Sekretär in Landshut. Damals hielt Erbprinz Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin Renata von Lothringen auf der Burg über Landshut, die er durch Friedrich Sustris im Geist der Renaissance hatte umgestalten lassen, glänzend Hof und die Gewogenheit des jungen Fürsten hat vielleicht Stephans raschen Aufstieg in der Beamtenlaufbahn befördert. Alsbald nach Wilhelms Regierungsantritt (Wilhelm V. der Fromme 1579—1598) finden wir ihn als Kammerrat in München, wo Georg Ligsalz und Andre Amaßmayr seine Miträte und der Geschichtsschreiber Wiguleus Hund Hofratspräsident war. Im Jahr 1581 kam er als Rentmeister in seine Vaterstadt Landshut zurück, mit Diplom vom 8. März 1581 wurde er von Kaiser Rudolf II. in den Reichsadelsstand erhoben.

Stephan war zweimal verheiratet. Die erste Gattin Mechtildis, eine Tochter des Lukas Fürst und der Regina Hämmerpeck, starb im Jahr 1586. Ein Glasfenster mit der Jahrzahl 1588 im innern Kreuzgang des alten Franziskanerklosters erinnerte an sie. Auch die zweite Gattin Maria ist ihm im Tod vorangegangen († 5. Januar 1605). Sie war eine Tochter des Doktors beider Rechte und Regimentsrats in Landshut Georg Ayrnschmaltz und seiner Ehefrau Anna Isinger, deren mit dem Ehewappen geschmückter Grabstein — sie starben beide 1597 — an der Nordseite der St. Martinskirche zu sehen ist. Die Ayrnschmaltz stammten nach Wiguleus Hund aus Weilheim und besaßen einen Wappenbrief Kaiser Friedrichs III. vom Jahr 1466. Eine Sidonia Ayrnschmaltz war an den Landshuter Bürgermeister Christoph Closenberger (1599 bis 1611) verheiratet, der das Haus Nr. 500 in der Neustadt besaß. Sein und seiner Gattin Grabstein befindet sich an der St. Jodoks-

kirche beim rechten Seitenportal. Doch ist Sidonia († 1644) nicht hier, sondern in Vilsheim begraben. Die Hofmark Vilsheim gehörte zu jener Zeit der Witwe des Regimentsrates Wolf Friedrich Püsch, die ebenfalls eine geborene Ayrnschmaltz war.

Im Lauf der Zeit erwarb Stephan ansehnliche Güter:

1. Zunächst gelang es ihm, seinen Grundbesitz in Achdorf zu vergrößern und schließlich Besitzer der ganzen Hofmark zu werden.

Achdorf gehörte einst den Achdorfern, einem alten ritterlichen Geschlecht, von dem — mit Bezug auf den Angelhaken, den es im Wappen führte — ein Turnierreim sagte: Die Achdorffer mit dem Angl, haben der Ehrn gar kein Mangl. Um 1395 verkauften sie ihren Besitz an die bayerischen Herzoge, die auf den Hügeln um die Burg den Weinbau einführten.

Herzog Wilhelm V. gab mit Brief vom 10. Juni 1580 das Herrenhaus in Achdorf und den Zehenthof daselbst samt der niedern Gerichtsbarkeit an Stephan Schleich und befreite ihm gleichzeitig seinen Weingarten „im Hiebschieln" samt dem zugehörigen Weinzierlhaus am Schrepfenberg von der an den fürstlichen Kasten zu zahlenden Gilt. Das Herrenhaus war damals ein „hölzerner" Sitz, nicht viel mehr als ein großes Bauernhaus, erst Stephan errichtete ein „gemauert" Haus, das aber nicht zu verwechseln ist mit dem im 18. Jahrhundert erbauten, damals „Schloßhofneubau" genannten Schloßgebäude. Der Zehenthof war ein landwirtschaftliches Gut, zu dem auch einige Weingärten gehörten. Es ruhte darauf die Verpflichtung, ein „gerüstet Pferd" zu halten und andere Landesbürden zu tragen.

In einem Schreiben vom 12. August 1583 stellte nun Stephan an seinen fürstlichen Herrn die Bitte, ihm auch den übrigen Teil von Achdorf mit Gnaden einräumen zu wollen und bot als Gegenleistung die Zahlung von 2000 Gulden rhein. an. Herzog Wilhelm ging auf diesen Vorschlag ein und übergab ihm nach Erlegung von 2000 Gulden rhein. mit Verschreibung vom 14. Oktober 1583 die ganze Hofmark Achdorf zu freiem Eigentum, lediglich unter Vorbehalt der zum Schloß Trausnitz zu leistenden Scharwerke und des herkömmlichen Teil- und Zehentweins. Die Scharwerke bestanden nach einem Scharwerksbüchl von 1587 im wesentlichen in der Verpflichtung der Achdorfer Untertanen, aus dem fürstlichen Schloß Schnee und Kot abzuführen und in den zum Schloß gehörigen Gärten die Heuarbeit zu verrichten. Was den Teil- und Zehentwein betrifft, so mußte aus den in der Hofmark Achdorf gelegenen Weingärten regelmäßig der zehnte Teil des Ertrages (Zehenteimer) abgeliefert werden, nur im sog. Canzlerlehen, zu dem 15 Weingärten gehörten, stand jeder achte Eimer dem Herzog zu (Teilwein). Während der Teilwein durchschnittlich 18 Eimer betrug,

wurde der Teil- und Zehentwein zusammen in gemeinen Jahren auf ungefähr 206 Eimer 30 Maß veranschlagt. Dieser Wein wurde nicht wie die übrigen Gefälle vom Kastenamt, sondern durch den Holzmeister in Landshut als „geordneten Weinschreiber" eingebracht und verrechnet.

Das Einkommen der Hofmark war zu jener Zeit nicht eben groß. Es betrug an Pfennig Gilten 48 Pfund 3 Schilling 24 Pfenning 1 Heller; an Küchendienst 10 Gänse, 20 Hühner, 200 Eier, 50 Käse, 2 Mezen Oel, in Geld zusammen 2 Pfund 1 Pfenning; an Getreidedienst 3 Schäffel 17 Mezen Korn, 3 Schäffel 18 Mezen 3 Viertl Haber; an Strafgeldern 3, 6, 8, höchstens 10 Pfund.

Nachdem schon unterm 15. Oktober 1583 ein fürstlicher Befehl das Kastenamt Landshut angewiesen hatte, die Hofmark dem neuen Besitzer „einzuantwortten", ordnete ein weiterer Befehl vom 20. April 1584 die Vermarkung an. Als Vermarkungskommissare wurden bestellt der Kastner Heinrich Langenmantl und der Regimentsrat Dr. utriusque juris Georg Ayrnschmaltz. Die Abgrenzung hatte nach drei Richtungen hin zu erfolgen, gegen den Burgfrieden von Landshut, gegen das Landgericht Erding und gegen die Hofmark Berg. Während sich nach den beiden ersteren Richtungen keine besonderen Schwierigkeiten ergaben, entstand bei der Abgrenzung gegen die Hofmark Berg eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich einiger Weinlehen, die der neue Hofmarksbesitzer als zu Achdorf gehörig in Anspruch nahm, die Kommissare hingegen aufgrund eines alten Salbuchs vom Jahr 1449 als zu Berg gehörig bezeichneten. Sie stellten sich auf diesen Standpunkt auch in ihrem Bericht vom 5. Januar 1585, gaben aber dem Herzog anheim, in Gnaden eine andere Entscheidung zu treffen. Der Herzog verfügte, es solle bei der Meinung der Kommissare bleiben. In einer Eingabe vom 26. April 1588 versuchte Stephan nochmals, seinen Anspruch auf die Weinlehen, die „jederzeit von unvordenklichen Jahren der Hofmark Achdorf ohn alles Disputat einverleibt gewest, dahin versteuert, genutzt und gefenngt" seien, geltend zu machen, wenn er auch wohl wisse, daß ihm nicht gebühre, sich gegen seinen gnädigsten Fürsten und Herrn in weitläufige Disputation einzulassen. Eine fürstliche Entscheidung scheint hierauf nicht mehr ergangen zu sein, es verblieb bei der Abgrenzung der Kommissare und die fraglichen Weinlehen blieben bei der Hofmark Berg.

Hingegen wurde eine andere kleine Vergünstigung gewährt, indem eine Gilt von 5 Gulden, die aus der Obermühle in Achdorf jährlich an das Gotteshaus Hl. Blut in Berg zu zahlen war, auf die fürstliche Rentstube übernommen wurde.

2. Einige Jahre später erwarb Stephan durch Kauf die Hofmark Haarbach bei Vilsbiburg. Diese Hofmark, auch Wasen-

oder Hackenhaarbach genannt und im Geisenhauser Gericht gelegen, war seit dem 15. Jahrhundert im Besitz der Hack gewesen, an die noch heute ein schöner Grabstein in der Haarbacher Kirche erinnert. Sie hatten auch die Pflege Geisenhausen inne, die „gleichsam zu Haarbach gehörte". Im Jahr 1588 verkauften die Brüder Augustin, Konrad und Hanns Christoph Hack ihren Besitz an Stephan Schleich.

Ein „Salbuch der Hofmark Wasenharbach aufgericht durch Stephan Schleich zu Achdorf und Harbach Frstl Drchl Rath und Rentmaistern zu Landtßhut als Inhabern ermalter Hofmarch" vom Jahr 1599, nun in der Bibliothek des Historischen Vereins für Niederbayern, gibt über den Zustand des Schlosses und die Zubehörungen der Hofmark Aufschluß. Das Schloß wird als ein „uralt Gebäu" bezeichnet. Es war mit einem ziemlich breiten Weiher umfangen, also ein sog. Wasserschloß — daher wohl der Name Wasen-Wasserhaarbach? Ein Bräuhaus war schon damals vorhanden, auch ein Hopfengarten und ein „Hirschpihel" wird erwähnt. Ins Schloß führte eine hölzerne Brücke von etlichen Jochen und eine Aufzugsbrücke.

Aus der Zeit der Erwerbung Haarbachs durch Stephan hat sich eine Kalendertafel aus Solnhofener Platte erhalten, welche die Namen der Monate in lateinischer und deutscher Benennung sowie die Zahl ihrer Tage nach dem 1582 eingeführten Gregorianischen Kalender verzeichnet und darunter neben dem Schleich'schen Wappen die Inschrift trägt: „Anno Domini 1592 Steffan Schleich zu Achdorff und Harbach, Fürstlicher Rhat und Rentmaister zu Landshut". Diese Tafel fand sich im Schloß in einer Fensternische eingemauert vor. Ein weiteres Erinnerungszeichen, das vor einiger Zeit noch zu sehen war, ist jetzt nicht mehr vorhanden. Es war ein gemaltes Fenster in der Haarbacher Kirche mit dem Wappen der Ayrnschmaltz und der Inschrift: „Maria Schleichin, geborene Airnschmalzin 1594".

3. Im Jahr 1594 kaufte Stephan den Sitz Vilssöhl im Biburger Gericht von Wolf Münch zu Münchsdorf. Der Kaufbrief ist vom 20. Januar 1594, der Kaufpreis betrug 3000 Gulden.

Dieser Sitz, zu dem ein zweistöckiges, von einem kleinen Weiher umgebenes hölzernes Herrenhaus gehörte, war aber kein freies Eigentum, sondern nur auf Erbrecht verliehen und zum fürstlichen Kasten urbar. Gegen Befreiung von der Gilt bot Stephan dem Herzog seinen freiledigen Hof zu Nieder-Wadenbach (Wattenbach bei Landshut?), den sog. Gebhardshof, an. Herzog Maximilian genehmigte den Tausch und Stephan erhielt gegen Hingabe dieses Hofes den Sitz Vilssöhl samt Mühle und Fischwasser zu freiem Eigentum (Neutag Monats Juli 1603).

4. Sodann erwarb Stephan die Wartter'schen Lehen in und um Reisbach.

Die Wartter zu Wartt, ein altes bayrisches Geschlecht, das schon im 10. Jahrhundert auf den Turnieren erschien — daß ich die von der Warth meldt, die reiten ritterlich zu Feldt, sagt ein Turnierreim — hatten den Markt Reisbach im Vilstal und eine Anzahl von Gütern in der Umgebung zu Eigenbesitz. Sie hatten dort ferner „freyledige, aigne und nit Genaden Lehen, von khainem Herzog, Fürsten oder Potentaden herrürend. Sonnder etliche hundert Jahr bey den Warttern gewest, von und unter Inen selbs aufkhommen“.

Die erste urkundliche Erwähnung dieser freieigenen Lehen findet sich in einem mit 13 Siegeln behangenen Kaufbrief (im Hauptstaatsarchiv München) vom St. Julianatag 1438, inhaltlich dessen Hanns, Pangratz und Jörg die Wartter „von ihrer großen, anliegenden notturft wegen“ den Markt Reisbach samt anderen Stücken und Gütern an Herzog Heinrich von Bayern-Landshut verkauften, sich aber die Lehen, die teils Kirch- teils weltliche Lehen waren, ausdrücklich vorbehielten. „Des haben wir nit verkauffet“ und „daran sollen uns Ir Gnaden nichts irren“ heißt es hier in Bezug auf die Lehen.

Die Wartter, an die ein großer Grabstein an der Reisbacher Pfarrkirche erinnert, blieben noch geraume Zeit im Besitz ihrer geistlichen und weltlichen Lehen in und um Reisbach. Erst Hanns Andreas Wartter zu Grafenwiesen, der letzte seines Stammes, verkaufte diesen letzten Rest des alten Wartterbesitzes am St. Georgen Abend 1594 an Stephan Schleich.

Bezüglich des Inhalts der Lehen zur Zeit des Übergangs auf unsere Familie und bezüglich ihrer weiteren Entwicklung verweise ich auf meine Abhandlung in Band 61 der Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern.

5. Im Jahr 1597 kaufte Stephan von Hanns Georg Reicker, hochstiftlich Freising'scher Pfleger zu Inichíng in Tirol, die Reicker'schen Lehen, die teils von den bayrischen Landesfürsten, teils von den Grafen von Ortenburg, herrührten und im Biburger Gericht lagen.

6. In Landshut besaß Stephan ein Haus in der Altstadt gegenüber der fürstlichen Stadtresidenz, das „mit dem heroberen Eck an die Steckengassen und dem unteren Ort an die Plankische Behausung stieß“. Vorher hatte er ein Haus am Narrensteig unter dem Schloßberg, das er am 1. Februar 1594 an Hanns von Gregerstorf verkaufte. Dieser verkaufte es im gleichen Jahr an Hanns Heinrich Nothaft von Wernberg weiter. Darauf war zuvor ein „Pad“ gestanden.

7. Endlich besaß Stephan noch einige kleine Güter, von denen der ritterlehenbare Winkelhof bei Vilssöhl, der kleine Sitz Thalham im Biburger Gericht, Hofmühl im Teisbacher Gericht und ein bischöflich Regensburg'sches Lehen zu St. Johannesbrunn im Biburger Gericht genannt seien.

In Thalham beschwerten sich einmal zwei Untertanen über Stephan bei der Regierung, daß er ihnen das Holzrecht verkümmere, die Scharwerk vermehre und die Weiber spinnen lasse. In seinem Verantwortungsbericht erklärte Stephan, er beschwere seine Untertanen nicht, sondern verschone sie lieber so viel als möglich. Die Regierung entschied denn auch zu seinen gunsten, aber das Spinnen dürfe er nicht verlangen.

Den Posten des Rentmeisters, der längst über seine ursprüngliche Bedeutung hinausgewachsen war — dem Rentmeister oblag innerhalb des Regierungsbezirks (Rentamts) nicht nur die Finanzverwaltung, sondern auch die Kontrolle der Pfleger und Richter, die er auf den sog. Rentmeisterumritten betätigte — versah Stephan bis zu seinem Tode, seit 1601 hatte er auch die Pflege Geisenhausen inne. Zahlreiche Aktenstücke geben Zeugnis von seiner dienstlichen Tätigkeit, 47 Jahre hat er gedient und nach seinen eigenen Worten „schwere Arbeit ausgestanden". In Anerkennung seiner treuen Dienste wurde ihm denn auch für zwei seiner Söhne die nächste Anwartschaft (Exspektanz) auf die Pflegen Geisenhausen und Vilsbiburg erteilt (1609).

Am 25. Februar 1610 schied Stephan aus dem Leben und wurde in der Grabkapelle, die er sich an der Außenseite der St. Martinskirche hatte errichten lassen, zur letzten Ruhe bestattet. Sein Grabdenkmal aus rotem und grauem Marmor zeigt oben die Auferstehung Christi in Relief mit den Wappen der Schleich, Fürst (Löwe) und Hammerpeck (Arm mit Hammer), unten sieht man die betende Familie, vor dem Kreuze knieend, am Sockel des Kreuzes das Wappen der Ayrnschmaltz. Die Inschrift lautet:

„Begrebnus des Edlen und Vesten Stephan Schleichen zu Achdorf und Harbach F. D. Rath und Renntmaisters zu Landshuett der gestorben ist als man zalt 1610 Jar den 25 tag Februarj. Mer starb die Ehrn und tugenthafft Frau Mechtildas Fürstin sein liebe Hausfrau am tag Stephans erfindung, Im 1586 Jar. Mer starb die Edl und Tugenthafft Frau Maria Anna Schleichin*) die annder sein Hausfrau den 5 tag Jenner im 1605 Jar. Der almechtig gott sambt allen Andern welle Inen allen ain Fröliche Auferstehung verleichen. Amen".

Am rechten Strebepfeiler dieser Grabkapelle, die noch heute Schleichkapelle genannt wird, ist eine Gedenktafel angebracht, die

* Die Worte Maria Anna Schleichin sind nachgebessert, ursprünglich hieß es: Maria Ayrnschmaltzin.

Stephan zum Gedächtnis zweier hier ruhender Vorfahren, des im Jahr 1376 gestorbenen Georg und des im Jahr 1413 gestorbenen Pongraz Schleich, gestiftet hat. Diese beiden sind die ältesten uns bekannten Sippengenossen.

Das Testament Stephans, das er am Sonntag Exaudi 1605 errichtete, ist nur insoweit auf uns gekommen, als es sich auf seine beiden Lehenschaften bezieht, die ihm „nit nur der Nießung, sondern mehreres Dignität und Württigkeit willen ein fürnembes Kleinodt" waren. Zur „ferneren Fortpflanzung seines ehrlichen Namens" bestimmte er, daß die Reicker'sche Lehenschaft, so von dem löblichen Haus Bayern zu Lehen rührt, auf den ältesten, die freieignen Wartter'schen Lehen aber auf den jüngsten seiner Söhne fallen und forthin unter seinen Söhnen und seiner Söhne Mannserben, solang die Linie aus denselben geboren sein würde, also gehalten werden, und keinem Teil durch Erbschaft nit zufallen, doch was die Reicker'sche Lehenschaft belangt, dem löblichen Haus Bayern an dero Lehenrechten unvergriffen. Aber wann diese Mannslinien, was Gott lang verhüten wolle, ganz abgehen würden, soll die Wartter'sche Lehenschaft alsdann auf die Weibspersonen und auch auf die Älteste der Linien fallen, und wenn auch keine Weibsperson mehr vorhanden, soll sie an die nächsten Blutserben kommen.

Auch einen Jahrtag hat Stephan kurz vor seinem Tod gestiftet: Die Bruderschaft der Hammerler, in der alle mit dem Hammer arbeitenden Gewerbe, darunter auch die Goldschmiede, zusammengeschlossen waren, solle aus seinem Haus in der Altstadt jährlich und ewig 10 Pfund Pfenning erhalten und dafür immer am 5. Januar bei St. Martin und Castulus den Gottesdienst nach näherer Bestimmung des Stiftungsbriefes abhalten lassen.

Die Summe wurde von den Erben nachträglich auf 13 Pfund Pfenning erhöht, das Haus in der Altstadt gehört 1619 dem Bürger und Kramer Wolf Hupfauer und seiner Ehefrau Veronika, welche die erhöhte Gilt mit der Hauptsumma von 297 Gulden 1 Schilling übernommen hatten.

Beim Tode Stephans bezw. bei der Erbteilung waren 5 Söhne und 2 Töchter am Leben, unter die der Nachlaß folgendermaßen geteilt wurde: Die Hofmark Achdorf samt dem Schloß Herrenhaus und einigen anderen Stücken sowie die Ayrnschmaltz'sche Behausung am Hofberg, im Gesamtanschlag von 15 480 Gulden, erhielten die beiden ersteehelichen Söhne Stephan und Hanns Georg; die Hofmark Haarbach, den Sitz Vilssöhl, Thalham und Hofmühl samt andern einschichtigen Gütern sowie das Haus in der Altstadt, im Gesamtanschlag von 34 240 Gulden, die Söhne zweiter Ehe Hanns Virgilius, Maximilian und Ferdinand, die ihren Schwestern Anna

Katharina, später Gattin des Kastners Georg Egid von Sickenhausen, und Maria Elisabeth, später Gattin des aus Landshut stammenden Kammerpräsidenten Hanns Christoph Neuburger, je 5000 Gulden auszuzahlen hatten.

Die erstehelichen Kinder Wilhelm, Ferdinand und Maria, Gattin des fürstlichen Kellermeisters Georg Ochs in Landshut, waren schon vor dem Vater gestorben.

Betrachten wir kurz die Schicksale von Stephans Söhnen!

Stephan, der älteste, erhielt nach dem Tod des Vaters auf grund der erteilten Anwartschaft die Pflege Geisenhausen, die er 10 Jahre verwaltete. Als dem ältesten Sohn fielen ihm die Reicker'schen Lehen zu, mit seinem Bruder Hanns Georg zusammen erhielt er, wie bereits erwähnt, die Hofmark Achdorf. Wegen der Jurisdiktion in dem vom Vater errichteten Zollhaus am neuen Weg in Achdorf hatten die Brüder einen mehrjährigen Streit mit der Staatsbehörde. Der Grund und Boden für dieses Zollhaus war seiner Zeit vom Zehenthof weggenommen worden, dafür sollte der Zöllner immer ein Achdorfer Untertan sein. Als nun der Zöllner Hieronymus Zimmermann starb, bestritt der Rentmeister den Brüdern das Recht der Inventur. Auf ihre Beschwerde entschied jedoch das kurfürstliche Regiment, daß den Schleichen sowohl die Jurisdiktion bei und auf dem kurfürstlichen Zollhaus am neuen Weg als auch die Inventur bei dem Zöllner daselbst allein zuständig sei, jedoch solche Inventur im Beisein des Rentmeisters in der Weise geschehen solle, daß bei Eröffnung der vorgenommenen Sperre diesem dasjenige, was das Zollamt und dessen unmittelbare Angehör betrifft, herausgegeben werden solle (1632).

Im Januar 1620 wurde Stephan Kastner in Landshut, 1631 kam er als Mautner nach Neuötting. Diese Stelle hatte vorher sein Schwager Sickenhausen inne, der nun sein Nachfolger als Kastner in Landshut wurde.

Nach dem Tod seines Bruders Hanns Georg (1637), stand ihm die Hofmark Achdorf allein zu. Er verkaufte sie um 1644 an Kaspar Plank von Plankenburg, der ebenfalls einer Landshuter Familie angehörte und damals Mautner in Landshut war.

Stephan starb im Jahr 1648, sein Grabstein war in Altötting Ende des 18. Jahrhunderts noch vorhanden. Aus seiner Ehe mit Anna Maria Pilbis von Nieder-Ulrain hatte er mehrere Kinder, darunter auch Söhne, doch scheint der von ihm begründete Familienzweig bald wieder ausgestorben zu sein.

Hanns Georg erhielt auf grund der erteilten Anwartschaft um 1616 die Pflege Vilsbiburg, die er bis zu seinem Tod inne hatte. In Landshut besaß er eine freieigentümliche Behausung in

der Neustadt, zwischen Konrad Teuffels, Brauers, und Ferdinands, gewesten Hofmaurers, Behausung gelegen, auf die er laut Schuldbriefs vom 18. Dezember 1630 von den Dominikanern eine Schuld von 300 Gulden mit 17 Gulden 30 Kreuzer jährlichem Zins aufnahm.

Aus seiner Ehe mit Maria Schrenk von Notzing hatte er keine männlichen Nachkommen.

Wilhelm erhielt schon als Kind von Kaiser Rudolf II. die Anwartschaft auf ein Kanonikat am Kollegiatstift U.L.F. zur alten Kapelle in Regensburg. Mit 17 Jahren trat er dieses Kanonikat an, starb aber schon mit 23 Jahren zu Salamanka in Spanien, wo er studierte (1597).

Ferdinand fiel im Kampf gegen die Türken in der blutigen Schlacht bei Keresztes in Ungarn, wo das christliche Heer fast völlig aufgerieben wurde (1596). Wir wissen dies aus einem Epitaph für ihn und seinen Bruder Wilhelm, das sich einst im äußeren Kreuzgang des alten Franziskanerklosters zu Landshut befand:

„Zweier Gebrüder — Wilhelm Schleichen des Kaiserl. Stiftes zu Regensburg, welcher zu Salamanka in Spanien als ein Student und nach verrichter Walfahrt gen St. Jakob den 7. Juli 1597 in Gott entschlaffen und daselbst in dem Barfüsser Kloster begraben worden. Widumben Ferdinand Schleichen, so im anderen seinen Zug in Ungarn vor dem Erbfeindt den Türken in der Schlacht vor Keresztes mit dem bayerischen Kraiß-Obersten, dem Herrn von Plettenberg, im Jahr 1596 umkhommen. Gott wolle den beeden Seelen gnädig sein.“

Hanns Virgilius erhielt aus der väterlichen Erbschaft den Sitz Vilsföhl. Sein Enkel Johann Joachim verkaufte diesen Sitz samt dem ritterlehenbaren Winkelhof an den Haarbacher Vetter Hanns Ludwig Schleich. Mit Johann Joachims Sohn Franz Antoni, Besitzer der Landgüter Schönstett und Stephanskirchen bei Wasserburg, starb der von Hanns Virgilius begründete Familienzweig aus (1754).

Maximilian trat 1614 zu Innsbruck in den Kapuziner-Orden ein und erhielt den Klosternamen Johannes Antonius. Er starb 1664 zu Bozen, seines physischen Alters im 71., seines Ordenslebens im 50. Jahre.

Ferdinand, der jüngste Sohn Stephans, der wohl erst nach dem Tod seines gleichnamigen Stiefbruders geboren ist, erhielt die Wartter'schen Lehen und die Hofmark Haarbach. Er war seit 1640 Pfleger und Mautner in Vilsbiburg, wo er 1649 starb. Seine Ruhestätte fand er in der Kirche zu Haarbach, die nun für fünf Generationen die Begräbnisstätte wurde und noch heute eine Reihe von Grabsteinen birgt.

Von den aus seiner Ehe mit Maria Anna von Schönprunn hervorgegangenen Kindern kommen für uns nur die Söhne Georg Rudolf, Hanns Franz und Hanns Ludwig in Betracht.

Georg Rudolf stand in jungen Jahren als Kornet im militärischen Dienst. Durch seine Gattin Maria Regina Visler zu Malgersdorf gewann er den Sitz Ruetting bei Gerzen im Vilstal, sein Anrecht auf Haarbach verkaufte er 1670 an die beiden jüngeren Brüder. Er starb 1678 und wurde in der Kirche zu Gerzen begraben, wo sein gut erhaltener Grabstein noch zu sehen ist.

Hanns Franz, Hofkammerrat, hatte aus seiner Ehe mit Maria Johanna Judith von Schwabach auf Piesing zu Berg und Ahorn, die ihm die Hofmark Berg bei Deggendorf in die Ehe brachte, nur Töchter. Er starb 1684, nachdem er 1680 seinen Anteil an Haarbach an Bruder Hanns Ludwig abgetreten hatte.

Hanns Ludwig erhielt die Wartter'schen Lehen in und um Reisbach. Nach erreichter Volljährigkeit nahm er seinen Wohnsitz in Reisbach und vermählte sich mit Johanna Theresia Auer von Winkel zu Thirntenning und Rehrenbach. Das Haus, das er in Reisbach bewohnte, das sog. Schleichschlößl, steht noch. Später war er Landrichter, Kastner und Mautner in Marktl am Inn, auch Kastner der Grafschaft Leonberg (1674). Wie erwähnt, kaufte er den Sitz Vilssöhl und war seit 1680 alleiniger Besitzer der Hofmark Haarbach.

Durch Georg Rudolf, den ältesten, und Hanns Ludwig, den jüngsten Sohn Ferdinands hat sich das Geschlecht des Rentmeisters Stephan Schleich in zwei Linien bis auf die Gegenwart fortgesetzt.

Nachdem aber Georg Rudolfs Sohn Georg Jakob den ererbten Sitz Ruetting 1722 an den Regimentsrat Franz Anton Baar in Landshut verkaufte, waren seine Nachkommen mit Niederbayern nicht mehr durch Grundbesitz verbunden. Im Folgenden werden uns nur mehr die Nachkommen des Hanns Ludwig Schleich zu Haarbach näher beschäftigen.

Nach Hanns Ludwigs Tod (1687) kamen die Hofmark Haarbach und der Sitz Vilssöhl an seinen einzigen Sohn

Pangratz Ferdinand,

der sich 1691 mit Maria Barbara von Everhardt zu Liechtenhaag vermählte. In diese Zeit fällt auch der Neubau des Haarbacher Schlosses. Von dem Aussehen des neuen im Barockstil erbauten Schlosses, das als einer der schönsten Herrensitze Niederbayerns galt, gibt die Abbildung in „Wenings Rentamt Landshut" aus dem Jahr 1710 einen Begriff. Die Gebäude lagerten sich im

Viereck um einen Hof, der den Repräsentationsraum enthaltende, ein wenig vorspringende Teil war von vier mit Kuppeln bekrönten Erkern flankiert, das Ganze von einem breiten Wassergraben umgeben, über den eine steinerne Brücke zum Schloßportal führte. Wohl um die Mittel zu diesem Neubau zu gewinnen, wurde 1689 der Sitz Vilsöhl samt dem Winkelhof an die Frauenhofen verkauft.

Pangratz Ferdinand war kein langes Leben beschieden, er starb, erst 36 Jahre alt, im Jahr 1701. Sein (jetzt nicht mehr vorhandener) Grabstein in der Haarbacher Kirche bezeichnete ihn als Ihro Churf. Durchl. Truchseß.

Seine Gattin Maria Barbara vermählte sich nach zehnjähriger Witwenschaft mit dem Reichsgrafen Franziskus Johannes von Hohenzollern, der (nach Mitteilung des fürstl. Hohenzollern'schen Archivars) am 30. Juli 1683 als Sohn des Fürsten Maximilian von Hohenzollern-Sigmaringen in Sigmaringen geboren war und im Jahr 1711 als gewesener Offizier in einem badischen Regiment von seinem Bruder, dem Fürsten Meinrad II. ein „Deputat" erhielt. Das badische Kontingent aber bildete während des spanischen Erbfolgekrieges eine Zeit lang die Besatzung der Burg Trausnitz. Auf diese Weise wird der schwäbische Reichsgraf nach Landshut gekommen sein. Die Hochzeit fand am 30. März 1712 in Haarbach statt, das Ehepaar lebte zumeist in Landshut, erst später scheint es in die schwäbische Heimat des Mannes gezogen zu sein.

Auch eine Tochter Pangraz Ferdinands, Franziska, verheiratete sich mit einem als Feind nach Landshut gekommenen Krieger, dem k. k. Obristwachtmeister Patritius Baron de Magauly, der laut Inschrift auf seinem im Schloß Haarbach aufgefundenen Porträt (nun im Besitz des histor. Vereins f. Niederb.) während der österreichischen Besetzung Bayerns kaiserlicher Kommandant der Stadt Landshut war. In einem Familienvertrag d. d. Landshut, den 13. November 1719 unterschrieb er sich von Magauly baron de Calvy. Die Magauly sollen ein irländisches Geschlecht sein, das Wappen zeigte einen roten Löwen und zwei rote Hände, der Wappenspruch war: manus rubra victrix (siegreiche rote Hand).

Der einzige Sohn Pangratz Ferdinands

Franz Albrecht Aloys

übernahm nach erreichter Volljährigkeit das Gut Haarbach, das damals auf 100 000 Gulden geschätzt wurde. Er war kurfürstlicher Kämmerer und Regierungsrat in Landshut und mit Maria Adelheid Helena Freiin von Alten-Fraunberg verheiratet. Mit Diplom vom 21. Februar 1720 wurde er für sich und seine Leibeserben in absteigender Linie von Kurfürst Max Emanuel in den bayrischen Freiherrnstand erhoben.

Nach seinem Tod (1749) kam die Hofmark Haarbach an seinen Sohn

Josef Maria

gleich dem Vater kurfürstlicher Kämmerer und Regierungsrat in Landshut, wo die Schleich damals ein Haus in der Kirchgasse besaßen.

Als Inhaber der Wartter'schen Lehen nahm er einen Streit wieder auf, den schon sein Vorfahr Hanns Ludwig geführt hatte. Es handelte sich um das Recht des Lehensherrn (Patrons), den von ihm präsentierten Geistlichen in den Besitz der Pfründe einzuweisen, bei seinem Ableben den Nachlaß zu versiegeln, die Erbschaft zu eröffnen und ein Verzeichnis darüber aufzunehmen (jus installandi, obsignandi, reserandi et inventandi). Dieser Streit lebte wieder auf, als beim Tod des Pfarrers Laininger von Reisbach (1774) der Beamte des Pfleggerichts Dingolfing den Schleich'schen Lehensverwalter nicht zur Obsignation zuließ. Obgleich Josef Maria die Sache energisch betrieb, nicht wegen des geringen Erträgnisses, wie er selbst sich ausdrückt, sondern als Ehrenrecht, drang er doch nicht durch, da der Staat diese Rechte an sich ziehen wollte.

Josef Maria starb im Jahr 1789. Die Inschrift auf seinem Grabstein in der Haarbacher Kirche sei als Beispiel für den überschwänglichen Stil jener Zeit wiedergegeben:

„Hier ruht der Eifer für die wahre Religion, das Beyspiel der Tugend, das Muster der Rechtschaffenheit, der Spiegel für Väter, der Hochwohlgebohrne Herr Joseph Maria, des H. R. R. Freiherr von Schleich auf Achdorf und Herrnhaus, Inhaber der Hofmark Haarbach und der Reichs-Freyherrl. Schleichischen Majorats- und Minorats-Familien-Lehen Besitzer, Sr Kurfürstlichen Durchlaucht zu Pfalzbayern Kämmerer und wirklicher Regierungs Rath zu Landshut, dann der Löbl. Landschaft in Bayern Rittersteurer Rentamts Landshut, welcher den 2. Aprilis im Jahre 1789 im 51sten Jahre seines Alters von der Zeitlichkeit zur seligen Ewigkeit hinübergegangen."

Aus Josef Marias erster Ehe mit Maria Anna Freiin von Lerchenfeld auf Ammerland und Aham gingen vier Söhne hervor, aus der zweiten mit Maria Katharina Freiin von Seibolstorf zu Ritterswerth neben einem jung gestorbenen Sohn, der in Landshut Theologie studierte, mehrere Töchter. **

** Christine, die älteste, geb. 1785 in Landshut, Gattin des Medizinalrats Franz Otto Ritter von Stransky auf Stranka und Greiffenfels, stand mit Friedrich Schlegel in regem Briefwechsel. Die 200 Briefe, die er in der Zeit von 1821 bis zu seinem Tod († 12. Jan. 1829) an sie schrieb, geben über seine Arbeiten und Pläne in seiner letzten Schaffensperiode manchen Aufschluß. Sie sind im Druck erschienen, herausgegeben von Max Rottmanner, ehem. Rektor des Landshuter Gymnasiums. (Verlag des Literar. Vereins in Wien 1907/11).

Die Söhne erster Ehe:

Franz Xaver, der älteste, erhielt durch letztwillige Verfügung des Vaters das Gut Haarbach. Es wurde damals auf 162 000 Gulden geschätzt, die darauf ruhenden Lasten (Erbteile der Geschwister) betrugen 60 000 Gulden. Infolge verschiedener mißlicher Umstände nicht zuletzt infolge der Kriegswirren um die Jahrhundertwende, kam es in eine schwierige wirtschaftliche Lage.

Franz Xaver war Regierungsrat in Landshut, nach Auflösung der Landshuter Regierung (1802) wurde er nach Straubing versetzt und 1808 zum ersten Rat am dortigen Appellationsgericht ernannt. Aus seiner Ehe mit Maria Anna Freiin von Gugel auf Brand und Diepoltsdorf hatte er nur Töchter, hingegen adoptierte er seinen unehelichen Sohn Eduard, geboren 12. Dezember 1812 in Haarbach. Es ist dies der später berühmt gewordene Landschaftsmaler Eduard Schleich der Ältere.

Ferdinand, Generalkommissar des Unterdonaukreises und Regierungspräsident in Passau, kaufte 1817 das Gut Haarbach von Bruder Franz Xaver, ordnete die Verhältnisse und errichtete ein Patrimonialgericht II. Klasse, verkaufte es aber, da er keine männlichen Nachkommen hatte, im Jahr 1823 an den quiesz. Landrichter Josef von Edlinger, in dessen Familie es bis 1874 blieb. Auch die mit fideikommissarischem Verbande besessene freieigentümliche Behausung in der Kirchgasse zu Landshut Haus No. 234 wurde am 13. April 1826 um 2000 Gulden an den bürgerl. Schlossermeister Franz Xaver Danzer verkauft.

Adam war Kreis- und Stadtgerichtsrat in Landshut, wo er seine ganze Dienstzeit zubrachte und 1850 starb.

Josef Maria, der jüngste Sohn, stand im militärischen Dienst, seine Gattin Anna Freiin von Lerchenfeld-Aham brachte ihm das Schloßgut Irnsing bei Neustadt an der Donau in die Ehe. Als Major im 6. Linien-Infanterieregiment verlor er im russischen Feldzug des Jahres 1812 sein Leben und gilt so für ihn das Wort, das König Ludwig I. den 30 000 in Rußland ums Leben gekommenen Bayern gewidmet hat: Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung.

Und nun noch einige Namensträger, die zwar keine Nachkommen des Rentmeisters Stephan Schleich sind, aber doch unzweifelhaft dem Achdorf-Landshuter Geschlecht angehören.

Johann Jakob

Abt des Klosters Metten, geboren 1622 in Schwarzach bei Straubing als Sohn des Gerichtsschreibers Konrad Schleich und seiner Ehefrau Dorothea, trat 1641 ins Kloster ein und wurde 1658 zum Abt gewählt — der 68. in der Reihe der Mettener Äbte.

In einem Kreuzgang des Klosters ist noch heute sein Grabstein zu sehen, der ihn in Relief darstellt und die Inschrift trägt: „Reverendissimus ac Amplissimus Dns Dns Joannes Jacobus Schleich Abbas Huius Loci Obiit Anno MDCLXVIII. Requiescat in Pace.“ In der rechten oberen Ecke des Steins ist das Wappen des Klosters Metten angebracht, darin als Herzschild das alte Schleich'sche Wappen.

Stephan

Pfarrer von Dingolfing und Kanonikus am Kollegiatstift U.L.F. zur alten Kapelle in Regensburg, ist um 1610 in Achdorf geboren. Sein Bruder Hanns Wolf war kurfürstlicher Hofkammerexpeditor. Mit Diplom vom 16. Februar 1664 wurden die beiden Brüder von Kaiser Leopold I. in den Reichsadelsstand erhoben.

Seit 1667 war Stephan Besitzer der Landgüter Tunzenberg und Ettenkofen bei Dingolfing. Als er auf diesen Gütern neben dem kleinen Waidwerk auch die Schweinshatz beanspruchte und gleich im ersten Winter 24 Sauen fing, kam er mit dem kurfürstlichen Wildmeister in Konflikt, da die Schweinshatz landesherrliches Vorrecht war. Schließlich verlieh ihm Kurfürst Max Emanuel dieses Recht.

Im Jahr 1685 resignierte er auf seine Pfarrei und zog sich nach Tunzenberg zurück, wo er im Alter von 86 Jahren starb. Zum Erben seiner beiden Landgüter hatte er seinen Neffen Franz Antoni, Sohn seines Bruders Hanns Wolf, eingesetzt, doch starb dieser vor ihm, nur ein vierjähriges Töchterchen Maria Anna Franziska hinterlassend, auf das durch Erbvertrag die Güter übergingen. Sie wurde später die Gattin des Hofkammerdirektors Max Freih. von Scharffseed.

In Dingolfing erinnert an Stephan noch heute eine Gedenktafel (rechts neben der zum Pfarrhaus führenden Pforte) mit der Inschrift:

„Anno 1685.

Alß der Hochwürdig Geistlich und Wohledle Herr Stephanus Schleich von und zu Tunzenberg, Uf Ettenkhoun, deß Khay: Stifft der alten Capellen in Regensburg Canonicus und Stattpfarrer allhie zu Dinglfing die ersagte Pfarr libere resigniert, hat derselb die vonnetten gehebte Geldmittel zu diesem Marmor Stainen Khürchenpflaster, dann aufrichtung ganz Neur Khürchenstill (Kirchenstühle) aus sonderbar zu diesem Lobwürdigen Gottshauß tragenten Eifers frei- und gutwillig hergeschafft, so der liebe Gott Belohnen würdt und dieß demselben und dero Adenlichen Familia zu ewiger Gedechtnuß.“

Zum Abschluß dieser kurzen Geschichte unseres durch Blut und Boden mit Landshut und Niederbayern verbundenen Geschlechts seien noch einige Worte über das Wappen gesagt.

Das alte Schleich'sche Wappen zeigte in einem weißen oder silberfarbigen Schild eine gestürzte rote Spitze (sog. Spickl), der Helm war mit 3 weißen Seeblättern besteckt. Durch einen kaiserlichen Wappenbrief vom 2. März 1583 wurde dem Rentmeister Stephan Schleich „sein hievor Althabendt Adenlich Wappen und Clainot“ derart gebessert, daß der Schild geviert wurde, die Felder 1 und 4 die roten Spickl in Weiß wie im alten Wappen, die beiden anderen Felder 3 weiße Seeblätter in Rot zeigen. Durch das Diplom des Kurfürsten Max Emanuel vom 21. Februar 1720 wurde dieses Wappen durch einen zweiten Helm, bekrönt mit einem schwerthaltenden Löwen, vermehrt, ferner erhielt der Schild ein weiß-blaues Mittelschildchen, ebenfalls mit einem Löwen.

Das Wappen von 1720 steht nur den Nachkommen des Franz Albrecht Aloys Freiherr von Schleich (Freiherrliche Linie) zu, die übrigen Nachkommen Stephans (Adelige Linie) führen das Wappen von 1583.

- **Stephan**, fürstl. Rat und Rentmeister † 1610
  - **Ferdinand**, Pfleger † 1649
    - **Georg Rudolf** † 1678
      - **Georg Jakob**, Rittmeister † 1732
        - **Joh. Baptist**, Char. Obristleutnant † 1788
          - **Heinrich**, Oberförster † 1846
            - **Anton**, Oberleutnant † 1860
            - **Wilhelm**, Generalleutnant † 1895
              - **Wilhelm**, Hauptmann † 1873
                - **Wilhelm**, Hauptmann † 1922
              - **August**, Oberstleutnant † 1907
                - **Herrmann**, Oberstleutnant † 1938
                  - **Herrmann**
                  - **Kraft Dieter**
              - **Karl**, Hauptmann † 1880
            - **Heinrich**, Pfarrer † 1878
            - **Martin**, Dr. hon. c., Herausgeber des „Punsch“ und Lustspieldichter † 1881
    - **Hanns Ludwig**, Landrichter † 1687
      - **Pangraz Ferdinand**, Churf. Truchseß † 1701
        - **Franz Albrecht Aloys**, Regierungsrat † 1749
          - **Josef Maria**, Regierungsrat † 1789
            - **Franz Xaver**, Appellgerichtsrat † 1823
              - **Eduard**, Landschaftsmaler † 1874
                - **Eduard**, Professor und Landschaftsmaler
                  - **Eduard**, Oberstleutnant u. Kommandeur eines Jagdgeschwaders
            - **Ferdinand**, Regierungspräsident † 1833
            - **Adam**, Kreis- u. Stadtgerichtsrat † 1850
              - **Ferdinand**, Bezirksgerichtsrat † 1867
                - **Ludwig** † 1875
            - **Josef**, Major † 1812
              - **Wilhelm**, Bezirksgerichtsrat † 1887
                - **Franz**, Hauptmann † 1880
                  - **Stefan**, Bezirksamtmann

Das älteste Landshut.

Eine Studie

von

Gustav Baumann.



Haben bei der Gründung der Stadt Landshut politische und wirtschaftliche Ursachen den Ausschlag gegeben, so ist die weitere örtliche Entwicklung durch die Lage an einem Fluß und die eigenartige Gestaltung des Flußbetts wesentlich beeinflußt worden. Es ist bekannt, daß die Flüsse der bayerischen Hochebene nach dem Verlassen der Endmoränen von ihrer anfangs rein nördlichen Laufrichtung abweichen und sich in ihrem Mittel- und Unterlauf mehr und mehr gegen Osten wenden. Auch der Lauf der Isar zeigt dieses Bild. In einem scharfen Knie biegt sie von Isareck an nach Osten ab und schiebt sich an das rechte Steilufer des Tertiärhügellandes heran. Seit Tausenden von Jahren haben die bei der Schneeschmelze und anhaltenden Regenzeiten anschwellenden Wassermassen die Flußniederung zerwühlt; sie rissen alte Kies- und Sandinseln mit sich fort, warfen neue auf und schufen so ein unübersehbares Gewirr von größeren und kleineren Flußarmen, Altwässern und dazwischen liegenden Geröllinseln, ein Vorgang, den wir heute noch bei allen Gebirgsflüssen besonders deutlich bei ihrem Austritt aus dem Gebirge beobachten können.

Schon lange vor der geschichtlichen Zeit hatte sich das Flußsystem der Isar im Bereich der heutigen Stadt Landshut in folgender Weise gestaltet. Von der großen Reibe an der Münchener Straße her bespülte das Hauptflußbett den Fuß der steilen Höhen. Bei der Einmündung des Achdorfer Tales bog die Isar hart am Fuß des Klausenberges fließend nach Südosten aus, fand aber bald am Westhang des Annaberges Widerstand, der sie in nördlicher Richtung abdrängte und eine Gabelung zur Folge hatte. Der Hauptarm setzte seinen Weg in einem nach Norden gerichteten Gegenbogen fort, der ihn bis in die Gegend der heutigen Gabelsbergerstraße führte. Der östliche Arm folgte dem Steilrand und floß da, wo sich heute der Fußweg zwischen den Grieserwiesen und den Heimgärten an der Eppstraße schlängelt. Als am Anfang des 19. Jahrhunderts Landstraßen und Flüsse nach französischem Vorbild mit Pappeln eingesäumt wurden, erhielten auch diese beiden Flußarme diesen Schmuck, der stellenweise heute noch unser Auge erfreut. Der östliche Arm fand bald ein neues Hindernis. Die Ablagerungen aus der

vom Adelmannschloß herunterstreichenden und im Klöpflgraben endigenden Mulde, sowie die Erd- und Geröllmassen, welche am Nord- und Westhang des ehemaligen Ottonianums und an der Südwestseite des Trausnitzhügels aus dem lockeren Tertiärboden abgebröckelt waren, hatten den Schwemmkegel aufgebaut, der sich, heute noch stark ausgeprägt, vom Landgerichtsgefängnis über den Adolf-Hitler-Platz bis zum Landgericht ausbreitet. An diesen Schwemmkegel prallten die Wasser des östlichen Armes an und wurden von ihm zum zweitenmale zum Ausbiegen in rein nördlicher Richtung gezwungen. Kaum aber hatte die Isar diesen Riegel umgangen, als sie sich ihrer alten Richtung bewußt wurde. Sie gabelte sich abermals. Der rechte Arm wandte sich etwa an der Stelle der heutigen Augenklinik dem Steilrand zu. Er überquerte den Adolf-Hitler-Platz und floß im Zuge des Nahensteigs — man beachte die tiefe Lage des Gasthauses zum Schwarzen Hahn — hart südlich der Jesuitenkirche vorüber und dann immer hart dem Fuße des rechten Steilufers folgend, gegen Schönbrunn. Dieses Rinnsal muß auch in wasserarmer Zeit viel Wasser geführt haben. Denn noch im Jahre 1410 waren am Platz der Jesuitenkirche Mühlen im Betrieb und beim Bau des Kolpinghauses wurden in dem tiefen Schlammgrund Teile von eisenbeschlagenen Mühlrädern gefunden. Es wurde zudem noch durch Quellwasser vom Berge her gespeist und hat sich deshalb noch erhalten, als der freie Zufluß vom Hauptstrom längst verbaut war. Ansehnliche Überbleibsel dieses Flußarmes blieben zwischen Gymnasium und Franziskanerkloster als „Lorettoweiher" zurück; sie wurden erst im Jahre 1808 eingefüllt. Der bei der Augenklinik sich abtrennende westliche Flußarm floß in rein nördlicher Richtung weiter. Auch er ist von beträchtlicher Stärke gewesen. Seine noch am Anfang des 19. Jahrhunderts vorhandenen Reste, die herzoglichen Fischweiher, nahmen die ganze Breite zwischen der Stadtmauer hinter dem Krankenhaus und der heutigen Wittstraße ein. Am Platz vor dem Ländtor wendete er sich in scharfer Biegung gegen Nordwesten und mündete gegenüber dem heutigen Ludwigswehr in das von der Gabelsbergerstraße herkommende Hauptflußbett ein. Die Änderung seiner Laufrichtung kurz vor seiner Vereinigung mit dem Hauptfluß ist deutlich an dem Zuge der Stadtmauer erkennbar. Heute durch das Gebäude der Reichsbank verdeckt, zog dieselbe vom Ländtor an etwa 70 Meter lang gegen Nordwesten und bog dann nach einem scharfen Knick gegen Nordosten zum Röcklturm ab. Hart unterhalb dieses Turmes wendet sich die Isar noch mehr nach Norden. An dieser Stelle muß eine dritte Gabelung des Flußbetts stattgefunden haben. Der hier abzweigende Wasserarm ist vermutlich der Südseite der Residenz und dann dem westlichen Teil der Steckengasse entlang geflossen. Vor etwa 30 Jahren wurden bei Kanalisations-

arbeiten an der Einmündung der Steckengasse in die Altstadt zahlreiche Horn- und Beinabfälle gefunden, welche in eine schlammige Schicht, also wohl in einen ehemaligen nassen Graben eingebettet waren. Etwa von den Fleischbänken an nahm er die Richtung gegen die Dominikanerkirche und spaltete sich in mehrere kleine Arme mit dazwischen liegenden Inseln. Die heutige Maximilianstraße ist noch auf dem Stadtplan von 1811 als „Froschau" eingetragen und die jetzige Wirtschaft „Zum Jungbräu" hieß noch im Jahre 1911 „Zur Froschhaxn" und hat mit diesem bezeichnenden Namen die Erinnerung an die Urbewohner des Stadtviertels bewahrt. Aber noch eine vierte Abzweigung vom Hauptflußbett ist im Stadtgebiet festzustellen. Kurz oberhalb des Maxwehres trennte sich von ihm ein ziemlich kräftiges Rinnsal, dessen Lauf gegen Südosten gerichtet war. Diese Wasserader mündete in der Nähe des späteren Hagrainertores in den am Fuß des Berges liegenden Isararm ein, nachdem sie vorher das Gerinnsel aus der Froschau in sich aufgenommen hatte. In alten Stadtrechnungen sind die Gräben vor dem Habram-(Hagrainer)tor bis hinauf zum Zöhrertor (am Maxwehr) als Stadtbesitz erwähnt. Für den Fischfang in diesen Gräben mußte der Stadtfischer an die Stadt einen Zins bezahlen. Dieser Stadtgraben heißt im Jahre 1516 „Hoher Graben". Er war also tief eingeschnitten und bildete ein starkes Annäherungshindernis für die später hinter ihm erbaute Stadtmauer. Die Reste dieses Grabens sind vor der noch erhaltenen Stadtmauer zwischen der Maximilian- und Ludwigstraße noch deutlich zu sehen.

Wenn man dieses eben geschilderte Flußsystem überschaut, wird erkennbar, mit welch bewundernswerter Hartnäckigkeit der Strom immer wieder versucht, sein Flußbett nach rechts zu verlegen. Zweimal stellen sich ihm Geländehindernisse in den Weg, die geeignet wären, den Flußlauf gegen Norden abzudrängen; aber jedesmal bricht, dem mächtigen natürlichen Rechtsdrall folgend, eine Wasserader aus, um sich dem Fuß der Höhe anzuschmiegen. Noch in den jüngsten Tagen, im August 1937, sind wir Zeugen dieser unheimlichen Kraft gewesen, als die plötzlich anschwellenden Wassermassen der Isar nicht in die Flutmulde abflossen, sondern sich ihren Weg über den Damm der Hindenburgallee in die Grieserwiesen bahnten, ein Gelände, in dem sie sich ja schon vor vielen hundert Jahren getummelt hatten. Man kann aber auch beobachten, wie geschickt die Erbauer von Alt-Landshut sowohl bei der ersten Stadtanlage, wie bei der späteren Erweiterung die Verästelungen des Flusses zur Verstärkung der Verteidigungsanlagen ausgenützt haben.

Das Gebiet um die Stadt Landshut nördlich der Isar war um das Jahr 1100 im Besitz der Grafen Roning-Rottenburg und schon

um diese Zeit verhältnismäßig dicht besiedelt. Auf der untersten Lößterrasse des linken Isarufers lagen die alten, zum Teil noch in die jüngere Steinzeit zurückreichenden Siedelungen Gündlkofen, Eugenbach, Altdorf, Ergolding und Altheim. Ihre Fortdauer durch alle folgenden Kulturperioden bis über die Zeit der römischen Besetzung hinaus ist durch zahlreiche Bodenfunde gesichert. Schon im frühen Mittelalter hatten sich die genannten Orte zu stattlichen Dörfern entwickelt. Auf den größeren Inseln des Flußbettes waren dann später die Schwaigen entstanden, zerstreut liegende Einzelgehöfte mit kleiner Bodenfläche und geringem Viehstand, die unter den alljährlich wiederkehrenden Hochwassern, welche die kärgliche Humusdecke immer wieder mit Sand vermurten, schwer zu leiden hatten. Auch südlich der Isar im Tertiärhügelland finden sich zahlreiche Orte, von denen einige, wie Eching, Kapfing, Golding, in die Zeit der Einwanderung der Bayern zurückreichen; die meisten, besonders die „kam“ und „kofen“-Orte weisen sich als zur zweiten Siedelungsperiode gehörig aus.

Für das Siedelungswesen des Mittelalters gilt folgender Tatbestand als fast allgemeine Regel. An Geländestellen, die durch ihre Lage an der Vereinigung zweier Flüsse oder in leicht zugänglichen Talkesseln den Verkehr auf sich ziehen, sind schon früh Niederlassungen entstanden, die sich im Laufe der Zeit zu Dörfern, Königshöfen und Märkten entwickelten. Diese Siedelungen können mehr oder weniger weit auseinander liegen, auch verschiedenen Grundherren zugehörig sein. Durch ihre Verschmelzung sind die meisten mittelalterlichen Städte entstanden. Auch die Stadt Landshut macht von dieser Regel keine Ausnahme. Sie ist wie alle wittelsbachischen Städtegründungen der Frühzeit an einem politisch, wirtschaftlich und verkehrstechnisch wichtigen Punkt mit zielbewußter Absicht gegründet worden und durch Vereinigung der seit langem bestehenden Siedelungen organisch erwachsen. Als solche Urzellen innerhalb des heutigen Stadtgebietes sind zu betrachten: die Ansiedelung auf dem Schwemmkegel des heutigen Adolf-Hitler-Platzes, die Bergwarte auf der Höhe und die Hofstätten im Gebiete der heutigen Freyung.

Auf der am Fuße des Berges gelegenen und in die Senke der alten Bergstraße zurückreichend, war vielleicht schon vor der Anlage der Bergwarte eine Siedelung entstanden. Der Stadtteil hat noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein das „Krailand“ geheißen. Staudenraus hat den Namen auf ein keltisches Wort cro = Sumpf, Moor, zurückzuführen versucht. Die Deutung ist ethymologisch unhaltbar. Aber auch die Bodenverhältnisse lassen eine solche Erklärung nicht zu. Denn das Krailand liegt nicht in einem Sumpfgelände, sondern auf einem wasserdurchlässigen Schuttkegel. „Krai“ ist ein slawisches Wort und heißt auf deutsch

„Land“ . Die Beantwortung der Frage, woher die Benennung der Siedelung mit einem slawischen Wort kommt, fällt nicht schwer. Man mag sich daran erinnern, daß nach den vielen Grenzkriegen gegen die Slawen im hohen Mittelalter kriegsgefangene Wenden als Hörige und Knechte (slawisch: boz) in kleinen Dörfern angesiedelt wurden. Diese Siedelungen nannte man kurzweg „bei den Windboz“, also bei den eingewanderten Wenden. Daraus hat sich der heute oft vorkommende Ortsname Windpassing entwickelt. Es liegt nun die Vermutung sehr nahe, daß schon in der Agilolfingerzeit am Fuß des Berges Slawen angesiedelt wurden, die das Wort Krai als Ortsbezeichnung im Sinne von Heimat gebrauchten. Später, als die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Krai in Vergessenheit geraten war, mag dann das Wort Krailand entstanden sein.

Die Gegend auf dem Höhenzuge des rechten Isarufers abwärts von Moosburg war im Besitz der Grafen von Ebersberg gewesen. Es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß dort, wo das Ebersberger Gebiet sich mit der Grafschaft Roning und mit dem Bistum Regensburg berührte, schon seit unvordenklicher Zeit eine Bergwarte stand, die den Namen Landshut führte; daß dieser stolze Name dann später auf die Siedelung im Tal übertragen wurde, kann mit aller Sicherheit angenommen werden.

Der Ortsname Landshut erscheint urkundlich zum erstenmale im Jahre 1120. Die Traditionen des Hochstifts Freising erwähnen um diese Zeit eine Hedwig de Landthut, welche zur Bischofskirche St. Maria in Freising zinspflichtig war. Zwischen 1174 und 1180 wird eine Perhte de Landshut und zwischen 1196 und 1199 ein Heinricus Pasilar de Landshut genannt, beide als Zensualen von St. Maria und St. Ruprecht in Freising. Im Jahre 1183 stellte Herzog Otto I. eine Urkunde aus, welche „apud Landshutam“ datiert ist. Durch neuerliche Forschungen ist die Urkunde als Fälschung erwiesen; aber selbst wenn sie echt wäre, könnte aus ihr nicht geschlossen werden, daß Herzog Otto in diesem Jahre die Burg Landshut gebaut hat; sie würde nur das Bestehen einer Niederlassung bezeugen, die Landshut geheißen hat.

Im heutigen Stadtgebiet befanden sich aber auch mehrere der erwähnten Schwaigen und zwar in der Gegend der Dominikanerkirche und der Freyung. Inmitten dieser Streusiedelung lag das Magdalenenkirchlein, das vielleicht schon vor der Gründung der Stadt, sicher aber vor dem Jahre 1271 bestanden hat. Denn die Dominikaner erhielten es bei ihrer Berufung zu gottesdienstlichen Verrichtungen zugewiesen. Als Kirche ist es vermutlich das älteste Gotteshaus der Stadt; als Bauwerk dürfte es wahrscheinlich gleichzeitig mit der Dominikanerkirche im letzten Viertel des 13.

Jahrhunderts entstanden sein; seine Bauformen weisen in diese Zeit.

Es mag hier noch die Frage gestreift werden, in welcher Verbindung diese Siedelungen mit der Umgebung standen. Von einem größeren Straßenzug wurden sie nicht berührt. Auf der untersten Terrasse des nördlichen Isarufers lief ein noch aus der Römerzeit herrührender Weg. Der schwache Verkehr von den dort liegenden Orten nach dem südlichen Ufer vollzog sich auf Kähnen. Auch Furten mögen bei niederem Wasserstand benützt worden sein. Den kirchlichen Mittelpunkt der südlichen Uferlandschaft bildete die Pfarrkirche in Eching, die bereits im Jahre 810 beurkundet ist. Ein Weg dorthin, der über die Höhen des Klausenberges führte und sich weiter nach Moosburg, bezw. nach Erding fortsetzte, hat sicher bestanden; er gewann nach der Gründung Münchens mehr und mehr an Bedeutung. Der nächste Isarübergang war bei dem zwei Stunden entfernten Altheim. Hier hatte die römische Konsularstraße, die aus Italien durch das Inntal nach Regensburg führte, die Isar überquert. Da die römischen Straßen nachweislich noch jahrhundertelang nach dem Ende der römischen Herrschaft benutzt wurden, kann mit Sicherheit auch die Fortdauer der Altheimer Brücke bis ins 12. Jahrhundert hinein angenommen werden.

So lagen die Dinge im Gebiet der heutigen Stadt Landshut, als von der Mitte des 12. Jahrhunderts an Änderungen in den Besitzverhältnissen eine neue wichtige Entwicklung anbahnten. Im Jahre 1145 war das Geschlecht der Grafen von Ebersberg ausgestorben. Ihre Besitzungen um Ebersberg, Erding und Wartenberg gingen auf dem Erbwege an die Wittelsbacher über, die damit südlich der Isar Fuß faßten. Es läßt sich denken, daß Heinrich der Löwe, der Herzog von Bayern, über das Anwachsen des wittelsbachischen Hausbesitzes inmitten seines Herzogtums wenig erfreut war. Und als dann die Wittelsbacher eine Verbindung der Neuerwerbungen mit ihrem um Dachau und Scheyern gelegenen Stammland anstrebten, die an der Südflanke des Erdinger Mooses vorbei, auf den alten Isarübergang bei Föhring hinwies, ließ Heinrich der Löwe im Jahre 1158 die dem Freisinger Bischof gehörige Brücke und Zollstätte bei Föhring zerstören, verlegte beide nach dem zwei Stunden weiter isaraufwärts gelegenen alten Dorfe München und ließ hier eine Trutzburg erbauen. Die Gründe für diese Gewalttat waren in erster Linie wirtschaftliche. Die reichen Zolleinnahmen, die der lebhafte Verkehr auf der Salzstraße Reichenhall—Augsburg brachte, sollten in die Tasche des Herzogs geleitet werden. Aber auch eine politische Absicht war damit verbunden. Mit der Verlegung des Isarübergangs auf herzoglichen Grund sollte dem Wittelsbacher Pfalzgrafen die Verbindung zwischen seinen Besitzungen nördlich und südlich der

Isar abgeriegelt und damit dessen wirtschaftliche Erstarkung verhindert werden. Nur schlecht verbarg der Wittelsbacher seinen Unwillen. Aber bald sollte sich ihm eine neue Gelegenheit zur Erfüllung seiner Wünsche bieten.

Im Jahre 1179 erlosch mit dem Tode des Grafen Konrad III. die Familie der Grafen von Roning-Rottenburg. Von ihren Besitzungen fiel der nordwestliche Teil an die Grafen von Moosburg, der südöstliche Teil an der Isar als Reichslehen an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Damit setzten sich die Wittesbacher an der Isar fest. Durch die Vereinigung der Roninger Erbschaft mit dem Lande an der Sempt entstand ein Gebiet, das durch seine Geschlossenheit und Größe allen anderen zerstreut liegenden Hausbesitz weit überragte; und als ein Jahr später Kaiser Friedrich I. den Wittelsbacher Pfalzgrafen mit dem Herzogtum Bayern belehnte, begann dieser unverzüglich den Schwerpunkt seiner Hausmacht in das Gebiet von Landshut zu verlegen. War durch die Erwerbung Münchens die Verbindung zwischen den Landschaften um Erding und Ebersberg und dem Gebiet von Dachau-Scheyern hergestellt worden, so sollten nun auch die an der unteren Isar gelegenen Besitzungen mit den Stammlanden an der Donau und in der Oberpfalz verbunden werden. Hiezu war die Anlage einer Brücke und eines Stützpunktes an der unteren Isar notwendig. Wohl war in dem neuerworbenen Gebiet ein fester Isarübergang bei Altheim vorhanden. Er lag aber hart an der Grenze des Bistums Regensburg, dessen streitbarer Bischof Konrad III. sich ebenfalls Hoffnung auf den Roninger Besitz gemacht hatte, und der die Erwerbung des Landes an der Isar durch die Wittelsbacher mit scheelen Augen betrachtete. Es schien daher ratsam, die Brücke dem Zugriff des unfreundlichen Nachbarn zu entziehen, der von seiner festen Burg Teisbach aus den Verkehr auf ihr jederzeit stören konnte. Diese Bedrohung mag Otto von Wittelsbach bestimmt haben, die Brücke bei Altheim zu zerstören und zwei Stunden flußaufwärts eine neue zu bauen. Der Vorgang steht nicht allein. Die Zerstörung der Föhringer Brücke durch Heinrich den Löwen wurde schon erwähnt. Aber schon einige Jahre vorher hatte der Graf von Wasserburg die alte, seit der Römerzeit benützte Innbrücke zwischen Leonhards- und Langenpfunzen abbrechen lassen und einen neuen Übergang bei Rosenheim erbaut. Rein wirtschaftliche Belange, die Erwerbung des Salzzolls, waren auch hier die Veranlassung gewesen.

Durch die Verlegung des Isarübergangs in die Gegend des heutigen Landshut erfuhren die bisherigen Verkehrsverhältnisse eine gründliche Umgestaltung. Mit der neuen Brücke waren neue Zufahrtsstraßen notwendig geworden. Die große Fernhandelsstraße, auf der bisher der Salzhandel aus dem Rupertiwinkel über die

Altheimer Brücke nach Regensburg gegangen war, wurde nun über Landshut geführt. Bei Geisenhausen von der alten Straßen abbiegend, deckt sich ihr Verlauf bis zur Höhe 502 (ein Kilometer westlich Weihbichl) mit der heutigen Staatsstraße. Von da aus nahm sie die Richtung auf die neue Isarbrücke durch das Hagrainertal. Ihre Spuren sind im Walde auf der Höhe 502 in den vielen gleichlaufenden Rinnen noch gut erhalten; sie ziehen alle von der Höhe aus gegen den Hagrain. Für die Fortsetzung der Straße nördlich der Isar wurde die Absicht entscheidend, den von Süden kommenden Handelsverkehr nach den Besitzungen der Wittelsbacher an der Altmühlmündung zu leiten. Der Ausbau des schon lange bestehenden Weges über Rottenburg nach Kelheim trug dem Rechnung. Als aber die junge Reichsstadt Nürnberg immer mehr an Bedeutung gewann, wurde nach der Gründung von Neustadt a. D. im Jahre 1270 die Straße zum dortigen Donauübergang gebaut; er stellt die kürzeste Verbindung zwischen Salzburg und Nürnberg her. Gegen Nordwesten ist auch das Gesicht der Trausnitz gerichtet. Wer an einem schönen Sommerabend auf der Hallertauer Straße von Furth nach Landshut wandert und die Fensterreihen der Burg im feurigen Widerschein der Abendsonne glühen sieht, dem drängt sich diese Erkenntnis unwillkürlich auf. In Anbetracht der Wichtigkeit der Brücke ist es in hohem Maße wahrscheinlich, daß ihre Vollendung noch während der Regierungszeit Ottos von Wittelsbach 1180—1183 oder bald nach seinem Tode erfolgt ist.

Sein Sohn Ludwig der Kelheimer setzte die Pläne seines Vaters zielbewußt fort. Er gründete im Jahre 1204 die Stadt Landshut. Das Ereignis überliefert uns Abt Hermann von Niederaltaich (1200—1273) in seinen Annalen, in denen er berichtet: „Ludovicus, dux Bavariae, castrum et oppidum in Landshut construere coepit". Herzog Ludwig begann in Landshut eine Stadt und eine Burg zu bauen. Da der Abt ein Zeitgenosse Ludwigs war und mit ihm in lebhaften und vertrauten Beziehungen stand, darf diesem für die Stadt Landshut so wichtigen Eintrag wohl volle Glaubwürdigkeit beigemessen werden. Die Lage dieser neuen Stadt ist einwandfrei festgestellt. Sie lagerte sich im engsten Umkreis um die St. Martinskirche herum und wir wollen sie die „Martinsstadt" nennen. Der Westrand der Stadt zog der oberen und mittleren Ländgasse entlang. Die nördliche Grenze folgte dem an der Residenz vorbei und durch die Steckengasse ziehenden Flußarm. Die Ostseite verlief in der Linie Zwerggasse — Mitte der Kirchgasse, hier bezeichnendes Eck bei Hausnummer 242 bis zur Spiegelgasse. Zwischen dieser und dem Flußbett am Fuß des Berges erstreckte sich dann der Südrand bis zum Südende der oberen Ländgasse. Die Stadt lag also auf dem westlichen Teil einer das umliegende Gelände leicht überhöhenden Insel und bildete im Grund-

riß einen Rundling, eine in dieser Zeit beliebte Form von Stadtanlagen. In fast genau nordöstlicher Richtung durchzog sie eine als Marktplatz gedachte weite Straße, unsere heutige, einzig schöne Altstadt. Sie hat bei den Städtegründungen der nächsten Jahre, Straubing 1218, Landau 1224, Burghausen 1236 als Vorbild gedient. Fischgrätenartige Seitenstraßen führten zu einer Ringstraße, die unmittelbar hinter den Befestigungsanlagen verlief. Diese waren sicherlich gleichzeitig mit dem Bau der Stadt in Angriff genommen worden und bestanden, wie bei allen frühmittelalterlichen Städten, aus einem Erdwall mit breiter Krone und einem daraufstehenden Pallisadenzaun. Von Mauern kann in der Zeit der Erbauung der Martinsstadt noch keine Rede sein, auch nicht von Toren an den Enden der Hauptstraße. Als Abschluß derselben haben hölzerne Zugbrücken gedient. Die auf drei Seiten vorgelagerten Wassergräben trugen wesentlich zur Verstärkung der Verteidigung bei.

Die Bedeutung der neuen Stadtgründung wurde dadurch erhöht, daß Herzog Ludwig seine Residenz von Kelheim nach Landshut verlegte. Die Frage, wo die erste Wohnung des Herzogs in Landshut gewesen war, ist durch einen Eintrag im Salbuch der Pfarrei St. Martin vom Jahre 1331, einer der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Stadt, ziemlich geklärt. Lienhard, der Verfasser des Salbuches, war Schreiber und Zechmeister bei St. Martin gewesen und er berichtet, daß sich die herzogliche Wohnung am Kirchhof nächst St. Martin befunden habe. Die genaue Lage des Hauses ist nicht mehr festzustellen. Es kann sich nur um ein Haus handeln, das zu kurzer Bleibe genügte und das bald durch einen geräumigeren Bau ersetzt wurde. Diese zweite Behausung des Herzogs ist das heutige Harnischhaus in der oberen Ländgasse. Der Oberbau dieses Hauses ist gotisch. Die schweren Gurtbögen im Erdgeschoß weisen aber auf eine frühere Bauzeit hin. Bemerkenswert ist, daß der Herzog seinen Wohnsitz in Landshut innerhalb der Stadtmauer wählte, während die ältere Herzogsburg in Kelheim außerhalb der Stadt lag.

Daß Herzog Ludwig gleichzeitig die Bergwarte auf der Höhe zu einer wehrhaften Burg erweiterte, liegt nahe. Ihr Bau wurde kräftig gefördert und war 1232, ein Jahr nach dem Tode Ludwigs, bereits so weit gediehen, daß sein Sohn Otto der Erlauchte sie mit seiner Hofhaltung beziehen konnte. Die erste Burganlage des Kelheimers war die heutige Innenburg, die auf der Süd- und Ostseite durch den mächtigen Zwinger abgeschlossen ist und in keiner Verbindung mit der Stadtbefestigung stand. Neuere Forscher glauben, daß die gesamte Burganlage in die Zeit Ludwigs des Kelheimers zurückreicht, und daß sie riesige Vorhöfe für Übungen von Truppen, ausgedehnte Sammelplätze und Lager einschloß,

welche die Unterbringung von Truppenmassen ermöglichten. Diese Annahme wird durch einen Vergleich mit anderen gleichzeitigen Burganlagen vollständig widerlegt. Alle diese Burgen sind eng gebaut; den meisten Platz beanspruchen die für die Burgherrschaft, für die Dienerschaft und für die Bewirtschaftung bestimmten Räume. Unterkünfte für eine stärkere Besatzung waren nirgends vorgesehen. Die Hauptstärke dieser Burgen beruht in ihrer Lage auf Bergkegeln, Steilabfällen oder am Wasser. Und dort, wo das Gelände eine Annäherung des Feindes ermöglicht, sind sie durch besonders starke Mauern und tiefe, steil eingeschnittene Gräben geschützt. Die Innenburg der Trausnitz zeigt alle diese Merkmale. Auch wäre mit den damaligen Mitteln und Arbeitskräften der Bau der Burg in ihrem heutigen Umfang innerhalb einer Zeitspanne von kaum 30 Jahren ganz ausgeschlossen gewesen. Schon die Errichtung der Innenburg innerhalb dieser Zeit stellt eine ganz gewaltige Bauleistung dar.

Da der steile Abstieg der Salzstraße von der Höhe 502 in das Hagrainertal für den gesteigerten Verkehr viele Beschwerlichkeiten mit sich brachte, erfolgte gleichzeitig mit dem Ausbau der Burg die Anlage der alten Bergstraße, die nun unter dem unmittelbaren Schutz der Burg in die Stadt einmündete und mitten durch diese hindurch zur Brücke zog. Der Weg durch den Hagrain blieb aber für den örtlichen Verkehr noch weiter in Benützung, denn er war wesentlich kürzer als der Umweg über die Hofmark Berg. Noch im Jahre 1468 hielt Ludwig der Reiche mit seinem Sohn Georg seinen Einzug von Burghausen her durch das Hagrainertor und 1493 kehrte der erste Wallfahrerzug der Landshuter nach Altötting auf dem Hagrainerweg in die Stadt zurück.

Die Fürsorge Ludwigs I. für seine neue Stadt galt aber nicht nur dem Schutze ihrer Bürger gegen außen; sie erstreckte sich auch auf deren wirtschaftliche Kräftigung und deren innere Erstarkung durch Einräumung ansehnlicher bürgerlicher Freiheiten und Rechte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Herzog der Stadt schon bald nach der Gründung das Stadtrecht verliehen hat. Die betreffende Urkunde ist zwar nicht mehr vorhanden. Die 1256 von Herzog Heinrich XIII. erlassene Markt- und Polizeiordnung erwähnt jedoch nicht nur ausdrücklich das um diese Zeit vorhandene und giltige Stadtrecht, sondern auch den von der Bürgerschaft gewählten, aus zwölf Bürgern bestehenden Stadtrat und den vom Herzog ernannten Stadtrichter. Und in seinem Freibrief vom Jahre 1279 bezeugt Herzog Heinrich, daß seine Vorfahren der Stadt Landshut viele Rechte und Freiheiten verliehen haben und er bestätigt dieselben in feierlicher Weise.

Aber auch den kirchlichen Bedürfnissen der Einwohner hat der Stadtgründer seine Aufmerksamkeit zugewendet. Das Gebiet der

Stadt Landshut hatte zur Urpfarrei Eching gehört. Die neue Stadt machte die Schaffung eines kirchlichen Mittelpunktes notwendig und schon bald nach ihrer Gründung wurde der Sitz der Pfarrei Eching nach Landshut verlegt und mit dem Bau einer Kirche begonnen. Diese Kirche, die Vorläuferin unserer heutigen Martinskirche, war nicht dem hl. Martin, sondern der Mutter Gottes geweiht. Dr. Fastlinger macht darauf aufmerksam, daß das Patrozinium Maria auf Freisinger Besitz hindeutet. Dies trifft hier zu. Denn wie bereits erwähnt, besaß die Freisinger Bischofskirche St. Maria Grundholden in „Landhut". Wann und warum der Patroziniumswechsel stattgefunden hat, ist vollständig in Dunkel gehüllt. Die Erinnerung an das Marienpatronat blieb aber immer lebendig und bei der barocken Umgestaltung der Martinskirche wurde der neue Hochaltar mit einem die Himmelfahrt Marias darstellenden Altarblatt geschmückt. Das Bild wurde erst bei der Erneuerung des Kircheninneren in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts mitsamt dem Altaraufbau wieder entfernt.

Eine bis in unsere Tage hereinreichende Tat war die Errichtung des Hl. Geistspitals. Im Jahre 1198 hatte Guido von Montpellier den Hospitalorden vom Hl. Geist gegründet, der sich in kurzer Zeit über das ganze Abendland verbreitete; Landesherren, Bischöfe und Angehörige des hohen Adels wetteiferten in der Folgezeit in der Stiftung von Hl. Geistspitälern und es darf mit gutem Grunde angenommen werden, daß Herzog Ludwig auch seine junge Stadt mit einer solchen Stiftung begabte. Im Archiv der Stadt Landshut befinden sich zwei päpstliche Urkunden aus den Jahren 1209 und 1210, in denen von einem Meister und von Brüdern im Spital zu Landshut die Rede ist. Dieses hat also in den genannten Jahren schon bestanden. Das Spital lag, wie auch heute noch, unmittelbar an der inneren Isarbrücke. Allerdings sagt die Herzogin Ludmilla in der Stiftungsurkunde des Klosters Seligenthal, sie errichte das Kloster „im Spital zu Landshut, im Bistum Regensburg". Das kann nur so gedeutet werden, daß der Grund, auf dem das Kloster zu stehen kam, damals dem Spital gehörte, wie ja auch noch im 18. Jahrhundert das Spital Grundbesitz auf dem linken Isarufer besaß. Kirchlich hat das Spital immer zur Diözese Freising gehört. Die Lage des Spitals an einem Flußübergang ergibt sich aus seiner ursprünglichen Bestimmung als Herberge für Pilger nach dem hl. Lande. Erst später entwickelte es sich zu einem Krankenhaus und zu einer Wohnstätte für alte und gebrechliche Leute. Tatsächlich liegen Spital und Brücke immer ganz nahe beisammen. Es sei erinnert an München, Straubing, Ingolstadt, Landsberg, Wasserburg und viele andere Orte. Selbst wenn dort, wo heute ein Spital steht, keine Brücke mehr vorhanden ist, beweist die Lage des Spitals, daß im hohen Mittelalter dort nicht nur

eine Brücke überhaupt, sondern die Hauptbrücke gelegen ist. Die Hl. Geistspitäler bestanden nicht nur aus einem Hause zur Unterkunft der Pilger, sondern umfaßten auch eine Kirche, ein Wohnhaus für den Geistlichen und für Dienstboten, Wirtschaftsgebäude und Ställe; Mühle, Bräuhaus und Weinpresse pflegten nicht zu fehlen. Die im Laufe der Zeit sich entwickelnde dorfähnliche Siedelung des Hl. Geistspitals kann daher ebenfalls als eine Urzelle der Stadt Landshut betrachtet werden.

Es liegt endlich die Annahme nahe, daß der Stadtgründer, einer Gepflogenheit der damaligen Zeit folgend, der Stadt Landshut auch ein Wappen verliehen hat. Die Entstehung desselben hat Dr. Rothenfelder in geistvoller und überzeugender Weise wie folgt gedeutet: Das Wappen von Landshut hat sich aus dem Wappen der Grafen von Roning entwickelt; dieses war quer geteilt und führte im oberen roten Feld zwei weiße Rosen, im unteren weißen Feld eine rote Rose. In den Wappen der mittelalterlichen Städte wurde nun nicht nur das Wappen der ehemaligen Grundherrn, sondern auch das der Städtegründer angedeutet. Die Roninger Rosen durften nicht übernommen werden, weil sie von den Grafen von Moosburg geführt wurden. An ihre Stelle traten als sprechendes Bild des Ortsnamens drei Landeshüte; so wurden nämlich bis ins 16. Jahrhundert die zur Rüstung der Knappen gehörigen Eisenhauben genannt. Ihre Ordnung war dieselbe wie bei den Roninger Rosen. Die Roninger Farben rot-weiß konnten nicht in den Wappenschild gesetzt werden, weil dort die Farben des Stadtgründers erscheinen mußten. Sie wurden als Farben der Stadt übernommen. Durch die Stellung der drei Landeshüte wurde also das Wappen der Roninger nachgeahmt und die blauen Sturmhauben auf weißem Grund zeigten gleichzeitig die Wittelsbacher Farben. Das älteste Siegel der Stadt mit den drei Sturmhauben hängt an einem Lehenbrief, der im Jahre 1275 für den Landshuter Bürger Hundt ausgestellt wurde. Diese drei Sturmhauben sind auch das Sinnbild der Stadt geblieben; ihre runde romanische Form hat sich später in der gotischen Zeit zu der eckigen der Turnierhelme verwandelt. Der Geschichtsschreiber Arnpeck erzählt, daß Kaiser Ludwig der Bayer den Bürgern der Stadt Landshut für ihre bei Gammelsdorf bewiesene Tapferkeit das Wappen mit den drei Helmen verliehen habe. Abgesehen davon, daß über diese Auszeichnung keine Urkunde vorhanden ist, wird die Mitteilung auch durch die Tatsache widerlegt, daß noch lange Zeit nach der Schlacht von Gammelsdorf auf Landshuter Urkunden das Siegel mit den drei Sturmhauben erscheint.

Es erübrigt noch die Frage zu streifen, was für Menschen es gewesen sind, welche sich in der neuen Stadt niedergelassen haben. Es waren Bauern und Handwerker, die, verlockt durch die in Aus-

sicht gestellte Steuerbefreiung und die Möglichkeit größeren Absatzes ihrer Erzeugnisse, dem Rufe des Herzogs gefolgt sind. Angesichts der damaligen schlechten Verkehrsverhältnisse werden sie wohl meist aus der nächsten Umgebung zugewandert sein. Sie brachten den bäuerlichen Einschlag mit, der sich als Grundstock der ganzen Denkungsweise in der Bevölkerung bis auf unsere Tage ebenso erhalten hat, wie die urbayerische Sprache, welche diese Ansiedler als Angehörige des bajuwarischen Stammes erkennen läßt.

Das neue Gemeinwesen ist überraschend schnell aufgeblüht. Haus reihte sich an Haus, Werkstatt an Werkstatt, und bei dem anhaltenden Zuzug von Menschen war der Lebensraum bald zu eng geworden. Schon bald nach dem Regierungsantritt Ottos des Erlauchten im Jahre 1231 dehnte sich die Martinsstadt gegen Norden entlang der Hauptstraße aus und bekam damit den Grundriß einer langgezogenen Birne. Der Ansatz der Verlängerung ist beim heutigen Grasbergerhaus deutlich sichtbar. Hier hören die erstmals 1403 urkundlich erwähnten Bögen auf, von hier an wird die Straße breiter. Die an der Ostseite der alten Marktstraße stehenden Häuser hatten wohl schon bei ihrer ersten Anlage Vordächer, die bei schlechtem Wetter das Aufstellen und Feilbieten der Waren ermöglichten; als dann die ursprünglichen Holzhäuser später durch Steinbauten ersetzt wurden, sind sie als Lauben in die Häuser miteinbezogen worden . Bei der Weiterführung der Altstadt hat man auf sie verzichtet, und durch Verbreiterung der Straße mehr Raum für den Marktverkehr geschaffen. Der Umfang der vergrößerten Stadt ist heute noch gut nachweisbar. Die Westseite erstreckte sich der nach Norden verlängerten Ländgasse entlang. Die nördliche Begrenzung, ein kaum 80 Schritt langes Mauerstück, führte hart südlich an der Hl. Geistkirche vorbei; der östliche Stadtrand verlief in der sägeförmig geführten Linie, die sich heute noch durch die beiden in der Mitte der Herrngasse abzweigenden Sackgassen, durch das Taubengäßchen, sowie durch die Fleischbank- und Zwerggasse deutlich heraushebt. Bei der Steckengasse mündet die neue Grenze in die alte Umfassung der Martinsstadt ein. Der Südrand zwischen der Spiegelgasse und dem heutigen Nahensteig blieb unverändert. Die so erweiterte Stadt wurde mit einer Mauer umgürtet, die im Jahre 1257 vollendet war. Aufgehendes Mauerwerk derselben ist noch mehrfach vorhanden. Ein Stück Stadtmauer hat sich erhalten im Garten des Hauses Nr. 117 in der unteren Länd. Das Haus Nr. 393, hart südlich vom Chor der Hl. Geistkirche ist der kümmerliche Rest eines Turmes, der die nordöstliche Ecke des Mauerberings bildete; und, eingebaut in das Haus Nr. 43 in der oberen Ländgasse und fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, vertrauert heute ein alter Rundturm, einst ein wehrhafter, trotziger Geselle, sein Dasein. Auch die beiden Tore am Nord- und Südende der

3*

Stadt, das Spitaler- oder innere Isartor und das Judentor, sind um diese Zeit erbaut worden. Das erstere stand zwischen der Eisenhandlung Weinmayr, Altstadt, Hausnummer 98 und dem Gasthof zur Post, Altstadt, Hausnummer 392, das Judentor beim Haus des Kaufmanns Hasinger, Altstadt, Hausnummer 193. Es ist das einzige Haus auf der Ostseite der Martinsstadt, bei dem die Bögen fehlen. Die Unterbrechung der Baulinie läßt auf einen ehemaligen mit der Stadtmauer verbundenen Toranbau schließen. Das Hl. Geistspital lag also damals noch außerhalb der Stadt, ebenso das Judenviertel im Krailand, das durch den Isararm und das Judentor von der Martinsstadt getrennt war.

Auch das Innere der Stadt begann sich um diese Zeit zu wandeln. In der Hauptstraße entstanden an Stelle der kleinen Holzhäuser Steinbauten mit schmucken Giebeln. Malerische Ziehbrunnen belebten den Markt und ein Rathaus in der Mitte der Martinsstadt, gegenüber der Einmündung der heutigen Theaterstraße in die Altstadt, gab Zeugnis von dem Gemeinsinn der Bürgerschaft. Straßennamen, wie „unter den Fleischbänken", „unter den Chramen", „bei den Prottischen" und „Sporern", zeigen an, daß die Gewerbetreibenden und Handwerker ihre Erzeugnisse und Waren an bestimmten Stellen feilhielten. Einen wenig erfreulichen Eindruck mögen die ungepflasterten Straßen geboten haben, die als Ablagerungsstätte für Kot und Unrat dienten. Alles in allem aber doch das Bild eines aufstrebenden Gemeinwesens.

Kämpfe und Streitigkeiten zwischen dem Herzog und den Machtansprüchen der Bischöfe hatten die Regierungszeit Ludwigs des Kelheimers und Ottos des Erlauchten ausgefüllt und treu hatte die Landshuter Bürgerschaft allezeit zu ihrem Herzog gehalten. Aber nach vielversprechenden Anfängen, welche dem wittelsbachischen Hause die Aussicht eröffnete, in der Geschichte Deutschlands eine wichtige Rolle zu spielen, erfolgte nach dem Tode Ottos des Erlauchten ein verhängnisvoller Rückschlag. Seine Söhne Ludwig und Heinrich teilten im Jahre 1255 das väterliche Erbe. Der ältere, Ludwig, nahm das Oberland und die Pfalz am Rhein, Heinrich, der jüngere, erhielt Niederbayern zugesprochen. Durch diese Teilung, welche die politische Bedeutung des wittelsbachischen Herzogtums aufs schwerste schädigte, wurde Landshut die Hauptstadt Niederbayerns und die Residenz der jüngeren Linie, die es mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahr 1503 geblieben ist.

Im ersten Jahrhundert des Bestehens der Stadt waren in ihrem Weichbild drei Klöster erstanden; auch sie verdanken ihre Gründung fürstlicher Freigebigkeit. 1232 hatte Ludmilla, die Witwe Ludwigs des Kelheimers, das Kloster Seligenthal gegründet; 1271 waren von Herzog Heinrich XIII. die Dominikaner, 1280 die Franziskaner nach Landshut berufen worden. Bei allen drei Klöstern

erhoben sich bald prächtige Gotteshäuser; die wenn auch in verändertem Gewande erhaltene Dominikanerkirche gibt noch heute Zeugnis von der damals herrschenden hohen Baugesinnung. Es darf wohl angenommen werden, daß durch die strenge Ordensregel der Zisterzienserinnen, die feurige Beredsamkeit der Dominikaner und die volksverbundene Tätigkeit der Franziskaner in der Seelsorge der im bayerischen Stamm tiefwurzelnde, von Aventin so treffend gezeichnete kirchlich-fromme Sinn des Volkes eine bedeutende Verstärkung erfahren hat, und daß dadurch die geistige Haltung der Bevölkerung bis auf unsere Tage herein weitestgehend beeinflußt worden ist.

Aber auch die neue Stadtumgrenzung erwies sich bald als zu eng. Der gesteigerte Durchgangsverkehr, der lebhafte Handel mit Vieh und Getreide, Wein und Salz und die Lage im Mittelpunkt eines fruchtbaren, rein landwirtschaftlichen Gebietes verliehen der Stadt rasch wachsende Bedeutung und die starke Bevölkerungszunahme gab den Anstoß zu einer zweiten und diesmal ganz erheblichen Erweiterung der Stadt. In dem berühmten Brief vom 5. April 1338 erkennt Herzog Heinrich XIV. die getreuen Dienste an, die seine lieben Bürger zu Landshut ihm und seinen Vorfahren erzeigt haben und kommt mit ihnen überein, die Stadt Landshut „zu weiten, zu mehren und zu breiten“. Er bestimmte auch gleich die Grenzen der neuen Stadt, die das Land außerhalb der Barfüßer (altes Franziskanerkloster) und der Stadtmauer bis hinab zum Stuteneck an der Stelle des heutigen Gymnasiums, also die Neustadt, die Froschau und die Freyung umfassen sollte.

Es ist nun merkwürdig, daß schon lange vor der Stadterweiterung im Jahre 1338 diese Gegenden die Namen Neustadt und Freyung getragen haben. Das schon erwähnte Salbuch der Pfarrei St. Martin führt im Jahre 1231 fünf Grundholden in der „Newenstat“ und zwei in der Freyung als zu St. Martin zinspflichtig an. Wenn nun die Urkunde vom Jahre 1338 von einer Erweiterung der Stadt spricht, so ist darunter nicht eine Neugründung der Neustadt im eigentlichen Sinne des Wortes zu verstehen, sondern der Vorgang ist vielmehr so zu deuten, daß der schon lange bestehende Stadtteil mit den Freiheiten der alten Stadt begabt und mit ihr vereinigt, das heißt eingemeindet wurde. Von einer Großzügigkeit der Planung der neuen Stadt kann wohl nicht gesprochen werden. Tatsächlich neu erbaut wurde nur der Straßenzug der „Neustadt“. Sie stellt sich als eine reine Wiederholung der in der Altstadt bereits gegebenen Marktstraße dar, die aber bei der Abschnürung der Straße im Norden und Süden verkehrstechnisch vollkommen verfehlt ist. In der Froschau und in der Freyung hat Herzog Heinrich die örtlichen Verhältnisse belassen wie sie waren und wie sie auch bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Die einzelnen

Baublöcke haben sich aus den Hofgruppen entwickelt, die auf Inseln inmitten der versumpften Flußarme gestanden hatten. Das Straßennetz der Neustadt entbehrt jeglichen Sinnes und Zweckes. Nicht einmal die aus der Altstadt quer über die Neustadt führenden Gassen haben, abgesehen von der Kirchgasse, eine Fortsetzung zur Jodokskirche, dem Mittelpunkt der neuen Stadt gefunden. Der Blick von ihnen aus endigt nicht in einer Straßenflucht, sondern ist auf die Häuserblöcke der Neustadt gerichtet. Die Verbindung zwischen der Altstadt und der gleichlaufend dazu angelegten Neustadt wurde in der Weise hergestellt, daß man die schmalen Seitengassen, welche bisher zum Ring hinter der Stadtmauer geführt hatten, bis zur Neustadt verlängerte. Die neuen Straßenstücke wurden zugleich auch breiter angelegt. Der Ansatz dazu ist heute noch überall erkennbar. Nur die Grasgasse ist gleichmäßig breit. Das alte schmale Stück war schon beim Neubau des Rathauses im Jahre 1409 verbreitert worden.

Es wurde schon erwähnt, daß der Weg durch den Hagrain gleichzeitig mit der alten Bergstraße viel benutzt wurde. Es wäre nahe gelegen, durch einen Straßenzug die kürzeste Verbindung zwischen Hagrainertor und Isarbrücke herzustellen. Er fehlt aber. Man glaubte, die von Süden heranführenden Wege von der Burg aus besser überwachen und sichern zu können.

Schon wenige Wochen nach dem Erlaß der Stadterweiterungsurkunde hat Herzog Heinrich den Bau einer Ringmauer angeordnet, in deren Bereich nun die Burg, das Judenviertel im Krailand und die Häusergruppe des Hl. Geistspitals miteinbezogen wurden. Das Werk ist unverzüglich und vermutlich an mehreren Stellen gleichzeitig in Angriff genommen worden. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die allmähliche Entstehung der teilweise noch auf längere Strecken erhaltenen Stadtbefestigung mit ihren Toren und Türmen zu schildern, deren Vollendung sich weit in die Zeit Heinrichs des Reichen hinzog. Im Rahmen der vorliegenden Abhandlung soll nur ihre Lage besprochen werden. Die Verbindung der Burg mit der eigentlichen Stadtbefestigung war der Anlaß zu einer großzügigen Erweiterung der ersten Burganlage. Auf der Ost- und Südseite der Innenburg entstand die Vorburg, eingefaßt durch die vom Falkenturm über den Waffenturm, das Schwedentor und den Folterturm bis zum Hungerturm sich hinziehende Mauer. Der Wehrgang mit dem Überreitertor gehört dem 15. Jahrhundert an. Die Tatsache, daß die um die erweiterte Stadt geführte Ringmauer beim Hungerturm und am Söller an den Bering der Vorburg anschließt, ist ein zwingender Beweis dafür, daß die Stadtbefestigung und die Vorburg gleichzeitig von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an entstanden sind. Das Mauerstück, das vom Hungerturm in westlicher Richtung zum Burghausertor

hinabstreicht, stellte die Verbindung mit der hier beginnenden Stadtmauer her. Die Fortsetzung der Mauer bis zum neuen Münchenertor schloß die Stadt nach Süden ab. Der schluchtartig bis zu 15 Meter tief eingeschnittene Klöpflgraben bot eine willkommene Verstärkung des Abschnitts. Die Westseite der Stadt wurde durch eine am Münchenertor beginnende und bis zum Ländtor sich erstreckende Mauer gesichert. Ihr lag der hart westlich vorbeiziehende Isararm als natürliches Hindernis vor. Nördlich des neu erbauten Ländtors behielt man die alte Stadtmauer bis zum Spital bei. Unmittelbar an der Brücke und kaum 60 Schritt vom alten Isartor entfernt, erhob sich das neue Isartor. Von hier an bis zum Zöhrer- oder Schönbrunnertor wurde die Stadtmauer bis hart an das Flußufer vorgeschoben. Das Zöhrertor lag, wie Grabungen im Jahre 1926 ergeben haben, etwa 50 Meter südlich des heutigen Maxwehrs. Auf der Ostseite der Stadt zog die Stadtmauer vom Zöhrertor an dem „hohen Graben" entlang bis zum Hagrainer- oder Habramtor an der Stelle des heutigen Gasthauses zur Bürgerstube. Dann bog sie in scharfem Knick ab und folgte dem Fuß des Hofgartens, von diesem durch die Lorettoweiher getrennt, bis zu dem Turm am heutigen Prantlgartentor. Von hier aus wurde dann durch das steil zum Söller bergan steigende Mauerstück der Anschluß an die Vorburg hergestellt. Das Sandtner-Modell zeigt alle Tore von mächtigen Türmen überdeckt. Die vor dem Burghauser- und Ländtor stehenden Vortore, Barbakane, sind Bauten des 15. Jahrhunderts.

Zur weiteren Förderung der damals schon regen Handelsbeziehungen verlieh dann Herzog Heinrich der Stadt am 18. 5. 1339 einen Jahrmarkt, der „ewiglich alle Jahre in der Freyung auf St. Bartholomei-Tag vorhin zu acht Tag und hernach zu acht Tag" abgehalten werden sollte. Der Jahrmarkt hat sich als „Bartlmädult" bis auf unsere Tage erhalten.

In die letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts fällt noch ein für die Geschichte der Stadt merkwürdiges Ereignis, der Beginn des Baues der heutigen St. Martinskirche. Wann das geschah, ist unbekannt. Man hat angenommen, daß die Zahl 1392, die unter dem Christuskopf am äußeren Chorhaupt zu lesen ist, sich auf die Grundsteinlegung beziehe. Diese Auffassung trifft aber nicht zu. In der Zeit der Gotik pflegte man bei größeren Bauten an einzelnen Bauteilen Jahrzahlen einzumeißeln und zeigte damit an, daß der Bau in diesem Jahr bis zu der bezeichneten Stelle gediehen war. Die Grundsteinlegung der Martinskirche muß geraume Zeit vor 1392 erfolgt sein. Schon im Jahre 1331 trug sich die Bürgerschaft mit dem Gedanken, an Stelle der alten Martinskirche eine neue Pfarrkirche zu bauen. In einer aus diesem Jahr datierten Urkunde stiftet nämlich Ortolf der Schärdinger einen Jahrtag nach

St. Martin. Ein Teil der Stiftung ist für die kirchlichen Verrichtungen bestimmt, ein Teil für die Armen, der Rest aber „zu dem werich, dasz wirt“, also zu dem beabsichtigten Kirchenneubau. Die Ausführung des Planes verzögerte sich jedoch durch den bald nach 1338 beginnenden Bau der St. Jodokskirche, der die Leistungsfähigkeit der Gläubigen ganz in Anspruch nahm. Trotz der Errichtung der Pfarrei St. Jodok im Jahre 1369 war aber das Bedürfnis für eine größere Pfarrkirche der Altstadt immer vordringlicher geworden und mit dem Neubau ist dann aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den nächsten Jahren begonnen worden. Diese Annahme wird durch eine Reihe von Urkunden bestätigt. Die wichtigste derselben ist im Jahre 1389 ausgefertigt. In ihr tritt ein Hans, „Paumeister zu Sand Martin“ als Zeuge auf. Dieser Meister Hans, der erste urkundlich nachgewiesene Baumeister an der Martinskirche, ist kein anderer als Hans Stethaimer von Burghausen, dessen eigenartiges Grabmal heute noch eine besondere Zierde der Kirche bildet. Stethaimer ist auch der Begründer der Landshuter Bauhütte gewesen, deren Gesellen den Ruhm des Meisters in zahlreichen Kirchenbauten weit im Unterland verbreitet haben. Die in den ersten Jahren reichlichen Gaben des Herzogs, des Adels und der Bürgerschaft begannen mit der Wende zum 15. Jahrhundert spärlicher zu fließen; denn neue Bauvorhaben drängten sich vor. Der Brand der St. Jodokskirche im Jahre 1404 erheischte eine sofortige Erneuerung des Gotteshauses; 1407 hatte man mit dem Bau der Hl. Geistkirche, 1409 mit dem des Rathauses begonnen; daneben her ging die Vollendung der Stadtbefestigung. Es möchte fast scheinen, als ob die Bewältigung dieser Aufgaben mit den wirtschaftlichen Kräften der Bürger nicht mehr im Einklang gestanden sei. Langsam stieg daher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Bau empor, bis er mit der Einwölbung des Langhauses im Jahre 1460 seinen Abschluß fand.

Hatte so das äußere Antlitz der Stadt eine bedeutsame Veränderung erfahren, so waren auch dem konservativen Geist und der Gesinnung der Bürgerschaft in diesen Jahren neue Züge aufgeprägt worden. Der Aufschwung von Handel und Verkehr hatte starke Zuwanderung auch von weiterher zur Folge. Die Namen Leitgeb, heute noch in Schlesien vorkommend, Schildhak, Hämken und mehrere andere, die um diese Zeit in den Bürgerbüchern erscheinen, weisen auf Niederdeutschland. Ihre Träger brachten wichtige Geschäftsverbindungen mit, die sie mit Rührigkeit und Unternehmungsgeist nicht nur über das ganze Herzogtum, sondern noch weit über dessen Grenzen hinaus ausbauten. Es kam Geld ins Land und Landshut wurde, dank dem Gewerbefleiß seiner Bürger und dem Reichtum seiner Umgebung, die man schon im 15. Jahrhundert die Buttergrube nannte, bald eine reiche Stadt.

über dem eigenen Wohlstand aber haben die Bürger auch die Förderung der Künste nicht vergessen und ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ihrem religiösen Sinn und ihrem stark entwickelten Gemeinsinn durch wohltätige Stiftungen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. In einer allmählich entstehenden Oberschicht entwickelte sich gesteigerter Bürgerstolz, der schließlich zur Überheblichkeit und, in Verkennung der Machtverhältnisse zur Auflehnung gegen den Herzog führte. Die grausame Unterdrückung der Röcklverschwörung im Jahre 1408 hat dann dem stolzen Selbstbewußtsein der Bürgerschaft einen schweren Schlag versetzt, dessen Auswirkungen jahrhundertlang nicht verwunden werden konnten.

In dem 1338 bestimmten Umfang ist die Stadt im großen und ganzen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts geblieben. Innerhalb ihrer Mauern sah sie die Glanzzeit der reichen Herzoge, mußte im Laufe der Geschichte Schweden, Österreicher und Franzosen aufnehmen und den Niedergang ihres einstigen Wohlstands erleben. Aber kräftig hat sie sich seit einem Menschenalter gedehnt und gestreckt und wenn sie sich auch nicht mehr der fürstlichen Gunst der Wittelsbacher zu erfreuen hat, die einst der jungen Stadt den ersten Lebensodem einhauchten und ihre Weiterentwicklung so zielbewußt förderten, so hat sie dank ihrer Lage inmitten des bayerischen Getreidelandes und dank der Tatkraft ihrer Bürger alle Schicksalsschläge überwunden und gleich wie das deutsche Volk immer wieder den Weg zu neuem Aufstieg und zu neuem Blühen gefunden.

Quellen.

Riezler, Geschichte Baierns.
Heigel, Landshuter Ratschronik 1439—1504.
Rothenfelder, Die Wittelsbacher als Städtegründer in Bayern. Verhandlungsband 47.
Werner, Geschichte der Pfarrei St. Martin in Landshut. Verhandlungsband 3.
Meidinger, Beschreibung der kurfürstlichen Haupt- und Universitätsstadt Landshut.
Staudenraus, Chronik der Stadt Landshut.
Wiesend, topographische Geschichte der Kreishauptstadt Landshut.
Kunstdenkmäler von Niederbayern, Band Landshut-Stadt.
Mitterwieser, Die Residenzen von Landshut.
Monumenta Boica. VIII. Band.
Fastlinger, Die Kirchenpatrozinien in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen.
Fastlinger, Die geschichtlichen Anfänge der Stadt Rosenheim. Inn-Oberland, 1903.
Kölle, Die Bauentwicklung der Stadt Ulm in älterer Zeit.
Elsen, Wie entstand die altbayerische Stadt? Bayerland Band 46.
Modell der Stadt Landshut von Sandtner-Weinzierl.

Geschichtliches über den bayerischen Graphit.

Nach Akten des B. Staatsarchivs in Landshut.

Von

Professor W. Rudolph,
Oberstudienrat.



Frühere Forschungen

Im B. Staatsarchiv Landshut fand sich unter dem Stichwort „Graphit" zunächst nur ein einziger Akt verzeichnet: „Die Graphit- und Porcelainerde-Gräberei betr. im Landgerichte Wegscheid. J. 1810—811". Veranlassung zur Anlegung dieses Aktes gab der Chemiker Dr. Gehlen[1], dem i. J. 1810 der „Allerhöchste Auftrag geworden war, die Porcellainerde- und Graphit-Gräberei und die Fabrikation verschiedener irdenen Waaren mit einem Zusatz von Graphit zu Obernzell bei Passau zu untersuchen, um demnächst Resultate angeben zu können, aus welchen vielleicht eine Verbesserung mancher Umstände bei jener Fabrikation abgeleitet und dadurch die möglichste Sicherstellung dieses Baiern auszeichnenden und für dasselbe so wichtigen Gewerbszweiges bezweckt werden könnte". Bemerkenswerterweise hielt es also auch Dr. Gehlen für nötig, die Geschichte des Gegenstandes zu bearbeiten, „um die älteren Beobachtungen kennen zu lernen und das Entstehen und den Fortgang, das Neigen und Fallen dieses Gewerbes auszumitteln". Nach mancherlei Schwierigkeiten, welche die Außenbehörden machten, konnten endlich am 29. Dezember 1811 von der Bergwesen-Registratur 11 Aktenfaszikel übernommen werden. Diese enthielten u. a. ein Verzeichnis über die gegrabene Dachenerde, zwei Akten über die Untersuchung bezw. Schätzung der Schmelztiegelerde[2] und einen Akt „ein gesammtes Handwerk der Hafner gegen Joachim Reichl[3] in punkto Machung des Häfengeschiers aus der Eisendachen" von 1714—1725[4]. Nach einer Vorerinnerung der Kreisregistratur des Unterdonaukreises vom 23. November 1810 wurden die eigentlichen Fürstlich-Passauischen Archive bald nach der eingetretenen Säkularisation nach München überbracht. Aus einzelnen Akten der ehemaligen Fürstlichen Registratur ergab sich die Vermutung, daß die Schmelztiegelfabrikation bereits über 400 Jahre bestehe; die diesfälligen Akten selbst aber gingen nicht über das Jahr 1680 zurück,

„wo ganz Passau, mit Ausnahme der wohl verwahrten eigentlichen Archive ganz in die Asche gelegt wurde".

Späterhin aufgefundene Akten des Landshuter Kreisarchivs ergaben noch einige allgemeine Hinweise auf den Beginn der Schmelztiegelfabrikation in Obernzell[5].

In einem Bericht an die Regierung des Unterdonaukreises vom 26. Februar 1821 gibt der Schmelztiegelfabrikant und Bürgermeister Max Mayer von Obernzell an, daß die Werkstätten nach Schriften des 15. Jahrhunderts schon damals lange bestanden haben. Nach einem späteren Berichte Mayers an „Die für die Industrie-Ausstellung angeordnete königl. Ministerial-Commission für das Jahr 1835" vom 12. Dezember 1835 wurden in den Akten des ehemaligen Obernzeller Pfleggerichtes die in das 14. Jahrhundert zurückreichenden Dokumente gefunden, welche das damalige Bestehen der Schmelztiegelmacher und Hafnerwerkstätten beurkunden[6]. Mayer meint, daß wohl in der alten Passauer Registratur noch ältere Nachrichten gefunden werden könnten[7].

Neue Feststellungen. Erste Erwähnung des Graphits.

In den bisher eingesehenen Landshuter Akten wird der Passauer Graphit zum ersten Mal 1518 als Eysenfarb erwähnt; in dem Privilegium, das der Hofhafner Hanß Freyschöffen zu Anger[8] i. J. 1524 von dem Administrator des Stiftes Passau, Herzog Ernst, erhalten hat[9], führt er den Namen Eysentahen.

Nur wenig später finden sich dann Nachrichten über die Ausfuhr von Graphit und Schmelztiegeln in verschiedenen Mautbüchern. 1571 führt Georg Taller von Passau durch Straubing donauaufwärts in einem „Klozüllel"[10] u. a. für 5 fl. „Eisentahen"; der Straubinger Schiffmann Nielas Haibeckh vermautet für 5 fl. Eisentahen; Hanß Tümpfl von Regensburg für 7 fl. Schmelztiegel und Wolfgang Hueber von Passau für 1 fl. Eisentahen. — Schmelztiegel werden schon früher erwähnt. So erhält Albrecht Egkelstorfer, Messingbrenner von Nürnberg, i. J. 1470 „ain guldn für tegl, so er kaufen und herbringen sol"; Hans Cramer „von einem vaß mit tegln von Nürmberg herabzufürn" 60 ₰. Vielleicht handelt es sich da nicht um Graphittiegel, sicher aber in folgenden Fällen: 1532 vermautet in Neustadt a. Inn der Schiffmeister Öchsl von Ingolstadt u. a. für 10 Gulden „Schmelzdegl". 1550 vermauten verschiedene Schiffer aus der Zell, von Passau und von Linz in Deggendorf und Straubing Schmelztiegel im Werte von rund 250 fl.; ferner zahlt in Bogen Hans Schwarzkopf aus der Zell „mit ainer Zuln, darin Herzog Maritzen (!) von Sachsen Munsmaister schmelzdegl gefuert" 1 ß 2 R₰. Der Mautsatz betrug 2 R₰ für je 1 fl. Wert[11].

Benennungen.

Eine große Mannigfaltigkeit weisen die Benennungen auf, welche die verschiedenen Graphitsorten in den Akten führen. Im Nachfolgenden sind die aufgefundenen Bezeichnungen nach ihrem ersten Auftreten zeitlich geordnet wiedergegeben.

A. Kristallinischer Graphit.

I. Gute Sorten:

1524:[12] der Eysentahen; — 1571: die Eisentachn; — 1604 die Eysendachen; — 1613: die Eisentacher; — 1707: die Däche; die stuffige, schwarze Dachen; die Eysentacha; der schwarze (Eysen-) Dahen; die rohe Eyßentache; — 1761: Schmelztüglzeich; — 1770: die Schmelztiegelerde;[13] — 1771: die gute Tachen; — 1782: die Schmelz-Tiegel-Tache; — 1785: der Eisendachend; — 1796: die Tachelerde;[14] — 1799: gute Erde; — 1819: roher Graphit[15], Eisengraphit oder Taheterde; — 1821: schuppichter Graphit[16]; — 1833: gute Graphiterde; metallischer Kohlenstoff[17].

II. Schlechtere Sorten:[18]

1572: Eisendachel[19]; — 1770: schwarze Tachenerde; — 1771: Tachl-Erde; — 1799: schlechte Erde.

III. Rohet „Graphit":

1613: die (liechte Eisen-)Tachen[20].

IV. Gepochte Schmelztiegel:

1833: Ofenfarbe; der Scherbentachet.

B. Dichter Graphit:

1518: Eysenfarb;[19] — 1570: Ofenfarb; — 1590: Hafnerfarb; — 1612: Blei-Ärzt; — 1614: Reißärzt; — 1679: Dachenfarb; — 1682: Tachet; — 1726: Farberde; — Reißbley (Wiener Mautordnung!); — 1769: Schwarze Erde; schwarze Ofenfarbe; — 1819: das ächte Bottloth (Pottloth)[21]; — 1821: erdigter Graphit; dichter Graphit; eigentliches englisches Bottloth; — 1833: Ofenschwärz[22].

Zum Vergleich seien hier auch noch die Benennungen angeführt, welche sich in den Akten für „Ton" finden. 1453: die Tahen; — 1524: der Degl (Tegl, Tegel); — 1600: Thaën; — 1604: die Hafendachen; — 1613: die Tachen; — 1785: Tögl; — 1799: Schwarzerde, ordinari schwarze Erden; gemeiner Hafnertegel; — 1800: ordinäre Hafner-Erde; schwarze Hafnererde; — 1801: gemeine Tegelerde; gemeine gelbe Hafner-Erde.

Vorkommen der Schmelztiegelerde.

Den ersten eingehenderen Bericht über die Fundorte der Schmelztiegelerde gibt der Hofratsdirektor Joachim Ernst Jakob von Pau-

hofen am 27. Juni 1726.[23] Dieser hat sich „selbst in die Obere Zell verfieget und daselbsten in zuverlessige erfahrnuß gebracht, daß derley Eysentächa sich bey verschitenen bauern und zwahr bey vollgenten iedoch mit differenter güte befinden, als bey

Johann Don(au)bauer[24] Michael Fürst Mathiaß Kranaweckh[26] Egidi Haaß und Millner Wastl	Leizesberger bauern[25] Pfleggericht Obernzell

Dann bey

Georg Yrbauern[27] Philipp Moser Georg Kröner[29]	Pfaffenreiter bauern[28] Closter Niednburg

und bey

Stephan Mayer Peter Waltbauer und Mathiaß Roth[30]	auch Pfaffenreiter bauern Landgericht Oberhauß

Daß beste aber ist, daß nach aussage sambentlicher Haffner zu Obernzell in dem Ränariglerischen[31] sich keiner fündet, welcher solche Eysentacha oder schmelzdeglerden wohl aber andere, schlechte, grabet."

Noch umfangreichere Verzeichnisse lieferte später der Hofkammerrat Joseph Benedikt Stangel als Beilagen zu einem Gutachten vom 31. Mai 1770. Sie sind im Nachfolgenden wiedergegeben.

Litt. A. **Verzeichniß**[32]

Gehören mit der Grundherrschaft unter — Jener Hochfürstl. Paßauischen Unterthanen, von welchen bißher einige Schmelztiegel-Erde ausgegraben worden ist. Verfast den 31ten May 1770.

Pfaffenreuth

Obernzell	Mathias Waldbauer Johann Mayr Georg Roth Stefan Irlbauer	Diese eingefangene 6 Unterthanen waren schon seit 70 Jahren, wie wohl nicht alle Jahre, mit der Schmelztiegel-Erde gesegnet.
Das Kloster Niedernburg	Egidi Wirfl Josef Krenner	
	Thomas Moßer	Dieser hat erst vor 22 oder 23 Jahren angefangen dergleichen in seinen Gründen auszugraben.

Leitzesberg

Obernzell	Mathias Kranawitter Josef Has Joachim Donaubauer Simon Mayr Antoni Fürst	Diese und nachbenante Unterthanen zu Leitzesberg haben seit uralten Zeiten Schmelztiegel - Erde ausgegraben.
Rännäridl	Josef Mayr Philipp Krenner Balthasar Deiner Bärtlmee Knödlseder	Wie vorige zu Leitzesberg

Germannsdorf

Rännäridl — Die dasige Bauern haben in ihrer an die Gründe der Bauern zu Pfaffenreuth anstoßenden Gemein-Weide erst vor zwey Jahren gute Schmelztiegel-Erde auszugraben angefangen.

Hochfürstl. Paßauisches Pfleg- und Landgericht der Herrschaft Obernzell
Joseph Benedict Stangel.

Litt. C.

Verzeichnüß

Gehören unter — Jener Hochfürstl. Paßauischen Unterthanen, von welchen bißher einige schwarze Tachen-Erde ausgegraben worden ist.

Verfaßt den 31. Mey 1770.

Joseph Schäringer zu Haßdorf	Auf dessen Gut wurde diese Erde seit uralten Zeiten ausgegraben.
Johann Pilsel in der Pölzed	Hat vor 10 oder 12 Jahren zu graben angefangen.

Loizersdorf

Obernzell	Blasy Stadler Simon Krenner Josef Mayr Johann Rätzinger	Haben vor alten Zeiten schon gegraben.

Räckling

Obernzell	Niclaß Pilsel Jacob Pilsel	Erst seit 2 Jahren.

Rännäridl	Michael Schifer zu Unteroezdorf Johann Georg Kinateder am Paulusberg	Seit 2 Jahren.
Obernzell	Thomas Oberneder zu Diendorf	Vor 4 Jahren; grabt hiezunächst auch Porzelaine-Erde.
	Mätzenberg	
Obernzell	Michael Jell Johann Pauer	Haben dergleichen erst vor 2 Jahren ausgegraben.
	Säxing (=Saxing)	
	Georg Meisinger Georg Puchetmann	Vor 6 Jahren das erstemal.

Hochfürstl. Paßauisches Pfleg- und Landgericht der Herrschaft Obernzell
Joseph Benedict Stangel.

Die Germansdorfer Erde wurde bis zum Jahre 1785 von den Schmelztiegelmachern nicht abgenommen. Die von Georg Galleutner i. J. 1755 am Satzbach gegrabene Erde durfte, trotzdem sie als nicht brauchbar erklärt worden war, erst 1773 ausgeführt werden. (G. kam 1780 auf die Gant). Um 1785 hatte auch der Webermeister Franz Raab in Satzbach eine Grube in Betrieb; er erhielt 1804 die Genehmigung, seine Erde selbst stampfen und verkaufen zu dürfen. Er verkaufte die Truhe um 12 bzw. 9 fl.

Es bestanden also Gräbereien[33]

von „Eisentahen" oder „Schmelztiegelerde"	von „schwarzer Tachen-Erde"
in Leizesberg: seit „uralter Zeit"	in Harsdorf: seit „uralter Zeit"
in Pfaffenreut: seit 1700	in Loizersdorf: seit „alter Zeit"
in Satzbach: seit 1755	in Pelzöd: seit 1758/60
in Germannsdorf: seit 1768	in Saxing: seit 1764
	in Diendorf: seit 1766
	in Matzenberg: seit 1768
	am Paulusberg: seit 1768
	in Rackling: seit 1768
	in Unterötzdorf: seit 1768

Dichter Graphit.

Am 26. September 1819 berichtet der Bürgermeister und Schmelztiegelfabrikant Max Meyer in Obernzell an die Regierung des Unterdonaukreises, daß in der Nähe von Obernzell auf dem Eigentum des Jg. Saxinger, Handelsmann in Griesbach, „Spuren von ächtem Bottloth, das vom englischen nicht übertroffen werden kann, aufgefunden wurden; ohne daß man noch einen Schacht geöffnet hätte, sollen schon Stücke von ca. 1/2' Oberfläche zum Vorschein gekommen sein". Ferner gibt Meyer an, daß bei Haar und Hastorf[34] noch schwarze Erdarten gefunden wurden, die wegen der Unbeständigkeit im Feuer nicht zur Fabrikation von Schmelztiegeln verwendet werden können und „nur als Handels-Artikel in großen Parthien größtentheils den Rheinischen Gegenden und der Ostsee zugeführet werden".

1821 führt Mayer in einem neuen Bericht ergänzend an, daß diese Erdarten „ihrer erdigten Bestandteile halber und wegen Mangel des Glimmers[35] zu irgend einer Fabrikation nicht taugen. Die meiste dieser Erden wird in Haar, Pfarrei Obernzell, dann minder reine und blassere in Hastorf, Pfarrei Griesbach, gewonnen". Ehedem waren diese Erdarten sehr gesucht, seitdem aber der böhmische Graphit, „so die hiesigen an Reinheit und Fette übertrifft", soweit im Preise gesunken, ging die Nachfrage fast ganz verloren. Verwendung findet der erdige Graphit nach Mayer zum Bestreichen der Eisenwaren und Öfen sowie als Wagenschmiere. Ferner wird er „immerhin noch in großen Parthien der Nord-, Ost- und Südsee zugeführt, wo die Seegel- und Thauwerke statt mit Fett, mit dieser Erden geschmiert werden".

Schuppicher Graphit.

Nach dem gleichen Berichte vom 26. Februar 1821 fand man „schupichten Graphit am reichsten in der Gemeinde Pfaffenreith, in geringerem Maße in Germersdorf und Leizesberg. Auch in der Nähe der sog. Kernmühle auf dem Wege zwischen hier (Obernzell) und Passau, hat man schon Gruben geöffnet und wirklichen schuppichten Graphit gefunden, der aber bei übrigen hinlänglichen Vorräthen nicht zur Fabrikation kam, sondern nur in Handel gebracht wurde."

Nach dem Bericht Mayers vom 12. Dezember 1835 ist der Graphit Privateigentum der Bauern der Ortschaften Pfaffenreith, Leitzesberg und Germersdorf. „Spuren von schuppichten Graphit finden sich längs dem ganzen linken Donauufer bis Passau. Ganz reiner Graphit erscheint nicht, denn jeder ist mehr oder weniger mit der ihn umgebenden vorherrschenden Erdart, dann mit Kies, Porzel-

lainerde, Schwefelkies, Schwefeleisen, Flußspath etc. gemischt .... Der reinste Graphit erscheint gewöhnlich in Pfaffenreith, wiewohl auch Germersdorf, noch mehr aber Leitzesberg, vortreffliche Lager hätten, wenn sie nicht so tief führten, als daß viel gewonnen werden konnte."[36]

Gewinnung der Schmelztiegelerde.

Über die Gewinnungsart der Schmelztiegelerde ist aus den Akten nicht viel zu entnehmen.[37] Das übliche Verfahren schildert Hofkammerrat Joseph Benedikt Stangel im Jahre 1770 als „nicht weniger als bergmännisch; denn für eins: so ist unter diesen Unterthanen nicht die mindeste Gewerkschaft, sondern jeder wühlet in seinen Gründen nach gerathewohl herum, bis es ihme glücket, die gesuchte Erde oder Bergart anzutreffen; fürs andre aber haben sie keine beständige Stollen oder Schlachtgebäude, sondern es werden alle Winter von ihnen neue Schlächte geöfnet und die alte, nachdem alle in der Nähe befindliche Erde herausgezogen worden, wiederum eingeworfen und applanieret". Nach Stangel erfordern aber die „Schmelztiegel, porcellaine- und schwartze Tachen-Erden" einen ordentlichen Bergbau, weil sie in ordentlichen Gängen und Klüften streichen und manchmal in einer Tiefe von 18 bis 20 Klafter liegen.

In einer Streitsache der Gräber Michael Königteder (Kinateder) von Leizesberg und Johann Zimmermann von Ruhmannsdorf gegen den Bauer Johann Wandl von Germannsdorf vom Jahre 1801 wird als Tagelohn für das „Schaftgraben" 15 kr. angegeben; außerdem sollten die Gräber sobald sie auf „Dachel-Erde" kämen, die 6. Truche als Knappenteil erhalten. Als Wandl andere Knappen einstellte, um einen Schlauch zur Ableitung des Wassers zu graben, klagten die beiden früheren Gräber auf Einhaltung ihres Vertrages, demzufolge Wandl sie solange behalten müsse, als gegraben werde. Da sie das Bestehen eines derartigen Vertrages nicht beweisen konnten, wurde ihre Appellation abgewiesen.

Nach einer Mitteilung der K. B. General-Bergwerks-Administration an das K. General-Kommissariat des Unterdonaukreises vom 11. März 1815 erging am 3. März 1815 eine Allerhöchste Entschließung, derzufolge das Bergamt zu Obernzell mit einem Beamten besetzt und demselben die Aufsicht auf die Porzellan- und Graphit-Erdengräbereien des dortigen Reviers übertragen werden solle. Der bisherige Berg-Eleve Franz Xaver Schmidt wurde zum „provisorischen Beamten mit dem Karakter eines K. Berg- und Hütten-Assistenten" ernannt.

In seinem Bericht vom 26. September 1819 weist Max Mayer darauf hin, daß man vor 50 bis 60 Jahren ungleich besseren und

reineren Graphit ausbeutete und daß, wenn die Gewinnung nicht echt bergmännisch betrieben wird, man in Jahren mittlere Qualität für beste und schlechte für Mittelware erhalten werde. In Pfaffenreut haben die Vorfahrer „einen kostspieligen Schlauch gegraben; aber theils ist er seit den vielen Jahren wieder eingefallen, theils aber steht er so hoch oder höher als die jetzigen Schachte und hat sohin in zweifacher Hinsicht seine Bestimmung verloren". Er gibt ferner an, daß die Eigner der Germansdorfer Gruben Wassertriebwerke errichten wollen, allein über die Kosten sich nicht einigen können.[38]

Geförderte Mengen.

Über die in den einzelnen Jahren geförderten Mengen des Rohgraphits geben die jährlichen Anzeigen des Obernzeller Pflegers sowie die Berichte der seit 1769 von der Regierung im Frühjahr zur Prüfung und Preisfestsetzung ins Graphitgebiet geschickten hofrätlichen Kommissionen einigen Aufschluß.[39]

Die Anzeigen des Pflegers und die Schätzungsergebnisse der Kommissionen wichen meist erheblich von einander ab. So betrug die Ausbeute

im Jahre	nach der Anzeige des Pflegers: Truchen[40]		nach der Feststellung der Kommission: Truchen	
	gute	mittlere	gute	mittlere
1795/96	335	—	319	20[41]
1796/97	450	—	350	22
1797/98	194	—	—	—[42]
1798/99	483	15	518[43]	69
1799/1800	457	85	509	139
1800/1801	504	72	520	108

Während anfangs „gute" Erde mit 13—18 fl. geschätzt und solche im Werte unter 13 fl. überhaupt nicht mehr angeführt wurde, wird später Erde im Werte von 10 fl. als „gute" zugelassen und solche mit 5 fl. Wert als „schlechte" Erde wenigstens erwähnt. Die Anforderungen der Schätzleute gingen also ganz bedeutend zurück, eine Erscheinung, die vielleicht durch erhöhten Bedarf erklärt werden kann, die aber doch auch den Beweis lieferte, daß die Schätzungskommissionen ihrer ursprünglichen Aufgabe nicht mehr gerecht wurden.

Die nachfolgenden Auszüge aus den vorgefundenen Kommissionsberichten geben über die an den einzelnen Orten festgestellten Vorräte sowie über die festgesetzten Preise Nachricht.

30. April 1796[44]

	Anzahl der Truchen zu 14 gegupfte Maaß[45]		Schätzung jeder Truchen			
	gute	schlechte	gute		schlechte	
	Truchen	Truchen	fl.	kr.	fl.	kr.
Pfaffenreith						
Georg Rott allda	20	—	14	—	—	—
Leopold Waldbauer derorten	—	—	—	—	—	—
Anton Wirfl	—	—	—	—	—	—
Maria Krennerin	40	—	17	—	—	—
Mathäus Moser	—	—	—	—	—	—
Johann Mayr	54	—	17	—	—	—
Germanstorf						
Michael Sonner und Joseph Bauer	—	10	—	—	—	—
Simon Oeller	—	10	—	—	10	—
Kropfmühl[46]	—	—	—	—	—	—
Edthof[47]	—	—	—	—	—	—
Leizersberg						
Maria Kronawitterin	40	—	16	—	—	—
Philipp Krenner	15	—	—	—	12	—
Joachim Donnabauer	50	—	18	—	—	—
Mathias Mayr	50	—	18	—	—	—
Anton Fürst	50	—	18		—	—
Summa der Anzahl der fürgefundenen Truchen	319	20				

11. May 1797[48]

	Anzahl der Truchen zu 14 gegupfte Maaß		Schätzung jeder Truchen			
	gute	schlechte	gute		schlechte	
	Truchen	Truchen	fl.	kr.	fl.	kr.
Pfaffenreut						
Georg Rott	—	22	—	—	12	—
Leopold Waldbauer	40	—	17	—	—	—
Anton Würfel	24	—	13	—	—	—
Johann Mayer	70	—	15	—	—	—
Franz Irllbauer	12	—	16	—	—	—
Mathäus Moßer	40	—	15	—	—	—
Maria Grennerin	15	—	18	—	—	—
Germanstorf						
Kropfmühl						
Edthof						
Leizersberg						
Magdalena Kronawitterin	40	—	16	—	—	—
Joachim Donaubauer	15	—	17	—	—	—
Philipp Grenner	17	—	16	—	—	—
Anton Fürst	55	—	18	—	—	—
Anton Mayr	22	—	15	—	—	—
	350					

1798 sollte die Schätzung gelegentlich der bevorstehenden Land-Kommissions-Reise vorgenommen werden; sie ist in der Folge jedoch unterblieben.[49]

21. May 1799.[50]

	Anzahl der Truchen zu 14 gegupfte Maaß		Schätzung jeder Truchen			
	gute	schlechte	gute		schlechte	
	Truchen	Truchen	fl.	kr.	fl.	kr.
Pfaffenreuth						
Leopold Waldbauer	65	—	17	—	—	—
Johann Mayr	40	—	16	—	—	—
	60	—	14	—	—	—
Johann Moser	49	—	14	—	—	—
Joseph Krenner	75	—	16	—	—	—
Germannstorf						
Michael u. Gg. Summer	50	—	10	—	—	—
Diese mit denen 3 Tachelknapen	25	—	10	—	—	—
Simon Öller	4	—	10	—	—	—
Item		6	—	—	8	—
Leizersperg						
Magdalena Kronawitterin	25	—	16	—	—	—
	20	—	14	—	—	—
	40	—	10	—	—	—
Joachim Donnabauer	5	18	14	—	8	—
Antoni Mayr	35	15	15	—	5	—
Philipp Krenner	20	—	14	—	—	—
	5	—	10	—	—	—
Haar[51]						
Max Kronawitter	—	30	—	—	5	—
Summa der Anzahl der fürgefundenen Truchen	518	69				

1800[52]

	Anzahl der Truchen zu 14 gegupfte Maaß		Schätzung jeder Truchen			
	gute	schlechte	gute		schlechte	
	Truchen	Truchen	fl.	kr.	fl.	kr.
Pfaffenreith						
Georg Rott allda	40	12	13	—	6	—
Leopold Waldbauer alldorten	50	8	17	—	5	—
Anton Wirfel	11	6	8	—	5	—
Johann Mayr	70	40	15	—	6	—
Joseph Krenner	40	—	17	—	—	—
Mathäus Moser	45	—	15	—	—	—
Johann Irlbauer	12	—	16	—	—	—
Germanstorf						
Gg. u. Michael Sommer	50	—	16	—	—	—
Simon Deller	—	20	—	—	5	—
Kropfmühl						
Edthof						
Leizersberg						
Franz Kronawitter	80	20	15	—	5	—
Anton Mayr	45	8	12	—	5	—
Joachim Donaubauer[53]	6	20	16	—	5	—
Mathias Mayr	40	—	10	—	—	—
Anton Fürst	—	—	—	—	—	—
Johann Krenner	20	5	13	—	5	—
	509	139	183(!)		47(!)	

18. Mai 1801	Anzahl der Truchen zu 14 gegupfte Maaß		Schätzung jeder Truchen			
	gute	schlechte	gute		schlechte	
	Truchen	Truchen	fl.	kr.	fl.	kr.
Pfaffenreut						
Georg Rott	10	5	12	—	5	—
Leopold Waldbauer	60	8	16	—	6	—
Von denen 8 schlechten Truchen sind 4 Truchen zum Gemeinstampf bestimmt worden.						
Anton Wirfel	10	6	16	—	6	—
Mathias Mosser	40	—	16	—	—	—
Franz Irlbauer	35	3	16	—	6	—
Johann Mayr	54	5	15	—	6	—
wo ebenfalls von denen 5 schlechten Truchen zwey davon zum Gemeinstampf bestimmt wurden.						
Joseph Krenner	14	—	16	—	—	—
Germanstorf						
Johann Wandl	18	6	14	—	7	—
Gg. u. Michael Summer	18	30	14	—	10	—
Simon Deller	—	30	—	—	10	—
Leizesberg						
Joachim Donaubauer	50	—	14	—	—	—
Mathias Mayr	—	15	—	—	10	—
Franz Kronawiter	70	—	12	—	—	—
Anton Mayr	43	—	13	—	—	—
Philip Krenner	18	—	13	—	—	—
Anton Fürst	80	—	17	—	—	—
	520	108				

Anbringen: Augustin Kapeller und Franz Xaver Stallmayr beede burg. Schmölztiegelmeister zu Obernzell bringen vor, daß Joseph Kaufmann burgerlicher Schwarzhafnermeister anheuer ein beträchtliches Quantum Schmölztiegelerde aufgekauft und solche verbothwiedrig bei dem Kauf derselben Leikauf ausgesprochen:

Bitten dahero durch ernstgemessensten Auftrag und Poenfall diese schädliche Neuerung aufzuheben und sowohl die Kaufer und Verkaufer obrigkeitlich zu wahrnen. Franz Koller Hofrath als Commissair; Ignatz Schöller Pfleger; Joseph Gruber H. R.-Kanzlist als Actuar; Georg Hagn; Michael Adam; Joachim Liebl.

(Bei der Genehmigung der Schätzung wurde K. verwarnt und für den Pönfall eine Strafe von 12 Rtl. festgesetzt).

Nach diesen Berichten, die sich über die sechs Winter 1795/96 bis 1800/1801 erstrecken, hat also der geförderte Graphit an Menge zwar zu-, an Güte aber abgenommen (s. a. S. 53). Die Gesamtausbeute in diesen sechs Jahren kann also mindestens zu 2600 Truhen (rund 36 000 Zentner) angenommen werden (davon ungefähr 13 v. H. „schlechte") im Werte von je 5 bis 18 fl. (durchschnittlicher Wert: 13 fl.)[54] Die genaue Feststellung ist nicht möglich, da anfangs die Erde im Werte von unter 10 fl. bzw. 13 fl. überhaupt nicht geschätzt wurde und auch die Hafnermeister öfters vor der Schätzung schon größere Mengen Graphit aufkauften und fortschafften. Der Pfaffenreuter Graphit steht, was Menge und Güte anlangt, an der Spitze: ungefähr die Hälfte des gewonnenen Graphits mit einem Durchschnittswert von 15 fl. trifft auf Pfaffenreut.[55] Die letzte Tachenerde-Schätzung wurde von der provis. Hofratsstelle in Passau i. J. 1803 vorgenommen.

1821 wurden nach Mayr's Berichten jährlich 7 bis 900 Doppelfuhren Graphit zum Durchschnittspreis von 10 bis 18 und 19 fl. verarbeitet; 1835 dagegen 6 bis 800 Doppelfuhren zum Preis von 16 bis 18 fl. für die Doppelfuhr zu 14 Metzen à 90 bis 95 ℔. „Die Summe der Exportation des schuppichten und erdigten Graphits darf auf 3 bis 5000 Zentner angeschlagen werden".

Vorkommen des Bindetons.

Als Bindemittel für den Graphit verwendeten die Obernzeller früher fast ausschließlich den fetten Ton aus der Pfarre Freinberg des Landgerichtes Viechtenstein im benachbarten K. K. Innviertel,[56] ausnahmsweise auch den Ton von Waging, einem Weiler bei Passau.[57] Gemäß eines zwischen dem Kurhaus und dem Hochstift abgeschlossenen Vertrages wurde den Obernzeller Hafnermeistern am 30. September 1769 bedeutet, daß sie künftig die Schildorfer Erde nur auf vorher (gegen Erlegung des 4. Teils des Essitozolles) erhaltenes „Attestatum" hin erkaufen sollen.

Im Jahre 1785 verlangte die K. K. privilegierte Schmelztiegelfabrik-Kompagnie zu Pyrawang die Freigabe der Eisentachenausfuhr indem sie ausdrücklich darauf verwies, daß die Obernzeller Hafnermeister auch der kaiserlichen Schildorfer Erde unumgänglich zur Schmelztiegelarbeit bedürfen. Man befürchtete deshalb, daß die Kompagnie auch ein Verbot der Ausfuhr von Schildorfer Erde

durchsetzen würde und suchte nach einem inländischen Ersatz. Angeblich wurde auch „gleich außer dem Maria-Hülfsberg“ eine der Schildorfer gänzlich gleichkommende Erde und bei einem Bauern am Grubweg[58] „eine noch feinere und mildere in der Menge“ gefunden; ferner war man auch in dem sog. „Kellbergischen Judenhof einer „versichert“. „Ein aus der Erde von dem Bauern am Gruebweg ganz allein gemachter Schmelztiegl,[59] so der kleinere von mitkommenden, ist an seinem glockenähnlichen Klang zu bewundern und der größere von dieser, doch mit nur wenigen hiesigen guten Schmelztiegl-Erde vermenget, gemachte, könnte allenfahls zugleich beliebiger Probemachung über die Haltbarkeit dienen und wenn dieser haltet, so stehet man bey mehrer Beymischung um so gewisser“.

Nach dem gleichen Bericht des Obernzeller Pflegers, Hofkammerrats Carl Anton Schöller, vom 24. September 1785, war man sicher, daß es genügen würde, nur auf einige Zeit keine Schildorfer Erde zu nehmen, um Österreich gefügig zu machen, wie man auch schon seitens des Pyrawanger Mautamts von der verlangten Zuländung dieser Erde „gar gern abgestanden“ sei.[60] Auch soll Baron v. Bockstein die Schildorfer Bauern „schon gefragt haben, ob die Obernzeller Hafner mit ihnen nicht in einen verbindlichen Contrakt stehen, welches auch ist“.

Östreich begnügte sich in der Folge tatsächlich mit der Erhebung eines Ausfuhrzolles.[61]

Von dem Vorkommen eines tauglichen Bindetones am Maria-Hilf-Berg war der Regierung in Passau i. J. 1833 dagegen nichts bekannt, wie denn auch die Schmelztieglfabrikanten „erst bey Gelegenheit der Sperre gegen Österreich wegen der Cholera ihren Ruin erklärten, sofern ihnen nicht die Abnahme des Lehmes von Schildorf gestattet werde“.

Schon i. J. 1799 hatte auch der Häusler Johann Georg Kellermann, der sog. Froschbauer am Grubweg, Landgericht Eggentobl, die Genehmigung erhalten, für den Hafner Kapeller 22 Fuhren „Schwarzerde“ nach Linz auszuführen und zwar mit Zustimmung der beiden Schwarzhafner und Zechmeister Joseph Adam und Franz Kaufmann, welche erklärten, daß die Schildorfer Erde ohne Vergleich besser und von „beträchtlich ringeren Preiß“ wäre. Auch fürchteten sie wieder ein sofortiges Ausfuhrverbot für die Schildorfer Erde und große Schwierigkeiten bei der bisher vorteilhaften Einfuhr ihres Schwarzhafnergeschirres nach Östreich, wie die vor Jahren sehr drückend gefühlte Mauterhöhung zu Engelszell.

Auch späterhin legten die Obernzeller Meister der Ausfuhr der Grubweger Erde, die bald als gewöhnliche schwarze Hafnererde, bald als gemeine Tegelerde, als gelbe oder weiße Hafnererde

bezeichnet wird,[62] kein Hindernis in den Weg, da sie diese zu ihren Schwarz-Hafnerarbeiten gar nicht brauchen und selbe vom Klostergericht Niedernburg ohnehin gratis erlangen könnten. So wurden i. J. 1800 wieder 60 und i. J. 1801 sogar 150 Fuhren der Erde nach Linz gebracht, wo die Hafnermeister sie zur Verfertigung von Brunnröhren wohl zu gebrauchen wußten.

Neben dem Freinberger Ton scheinen auch noch andere Erden bei der Schmelztieglherstellung mitverwendet worden zu sein. Wenigstens gibt Georg Galleutner, Bauer am Satzbach i. J. 1771 — als er seine Schmelztieglerde nach Vilshofen ausführen wollte — an, daß die „Hafner auch aus Bayern die weiße Erde hereinbringen, die mit der schwarzen vermischet wird, ohne welcher kein Diegl hielte".

Der an das Froschbauerngut angrenzende „Tahenperg" und die „Laimgrueb an dem Purgholz" veranlaßten die älteste Freiheit der Hafner zu Ilz und deren Erneuerung am 1. Februar 1453 durch Ursula von Ramstorff („Techanntin") und Ursula von Säghendorff („Kellnerin") im Namen des ganzen Konvents des Frauenklosters zu Niedernburg in Passau.[63] Die „Hafner am Ilzstatt zw Passaw" sowie „all ihre Erben und Nachkommen, dy dann am Ilzstatt wesenlich sitzen" erhielten durch diese Urkunden das Recht, „ewigklich" so viel „Tahen und Laim" aus dem Tahenberg und der Lehmgrube zu nehmen, als jeder Meister am Ilzstatt in seiner Werkstatt „verwürchen und verarbaitten mage". Auch der Ziegelmeister am Ilzstatt hatte das gleiche Recht aber nur solange, als nicht die Hafner „besorgten, das dy Tahen und der laim abgeen und abnemen werde", weil der „Zieglstadl nur ain neuung und von alter nicht herchömen ist". Als Abgabe hatten dafür die Hafner dem Gotteshaus jährlich an Weihnachten, „Ain halb pfundt wienner pfening passauer werung" zu reichen; außerdem erhielten sie die Verpflichtung, jeder neuen Dechantin einen neuen schwarzen Kachelofen zu machen.

Die Hafnerordnung wurde am 3. Oktober 1551 vom Konvent unter der Äbtissin Margaretha von Closen und der Kellnerin Helena Schwarzenstainerin abermals erneuert und von Sigmundt, Probst zu St. Nicola bei Passau i. J. 1534 sowie (was den Tahenberg anlangt) von Urban, Bischof zu Passau, unterm 1. Januar 1574 bestätigt.

Der Ordnung nach stand also das Recht am Tahenberg nur den Passauer Ilzstatthafnern bzw. in zeitlich beschränktem Maße auch dem Ilzstattziegler zu (auch noch i. J. 1796); doch scheinen später auch die Obernzeller Schwarzhafnermeister den Ton umsonst bekommen zu haben (s. oben).

Aufbereitung der Rohstoffe und Herstellung der Schmelztiegel.

Bei der Aufbereitung der Rohstoffe wurde die Schmelztiegelerde zuerst an der Sonne getrocknet und dann auf dem „Stampf“ zerkleinert. Gute Erde durfte dabei nicht zu sehr stäuben.[64] Nach dem Stampfen wurden Steine und Sand „ausgereittert“.[65] Nach Mayers' Versuchen sind „Kies und Porzellanerde unschädliche Bestandteile und erhöhen eher die Feuerbeständigkeit als daß sie ihr Abbruch thäten. Vor Schwefelkies und Flußspath kann man sich nur dadurch hüten, daß man beim Einkaufe wachsam ist und jene Sorten ganz vermeidet, die dergleichen enthalten“.

Der als Bindemittel benutzte Freinberger Ton „enthält neben verschiedenen Unreinigkeiten sehr viel Schwefelkies“. „Die fette, schlüpfrige Erde“ wurde „in große Klumpen in Form eines Brotlaibes geschlagen, mehrere dergleichen Laibe aufeinander gesetzet und durch 2 bis 6 Personen mit einem sichelförmigen Messer, sogenannter Schabe, fein geschnitten, um die Unreinigkeiten aufzufinden und abzusöndern“. Dieses Zerschneiden in dünne Blättchen war eine weibliche Arbeit. „Die Zwecklosigkeit dieses Verfahrens“ berichtet Mayer i. J. 1835 „weckte in mir die Idee der Anwendung der Schlemme, die die gehofften Resultate und eine ausgedehnte Schlemmanstalt zur Folge hatten (1815), mich aber mit meinen Collegen in einen Federkrieg verwickelte, indem der Eine unter dem Namen der E r f i n d u n g sich die Anwendung der Schlemme zueignete,[66] der Andre[67] aber mich und mein Verfahren öffendlich lächerlich machte.“

In seinem Gesuch um Verleihung eines diesbezüglichen Privilegiums auf die Dauer von 10 oder 15 Jahren (vom 1. Februar 1819) schlägt Mayer eine stufenweise Schlämmung des Graphits vor, um daraus den Sand ($^1/_5$) sowie die Reste von verfaultem Holz und Wurzeln ($^1/_{100}$) zu entfernen. „Ersterer ist an sich schmelzbar und letzteres verkohlt sich, macht Poren und verursachet das Durchsiegen. Ein gewöhnlicher Schmelztiegel geht . . . nicht selten nach der zweiten Schmelzung . . . zu grunde“. Tiegel aus geschlämmtem Graphit halten dagegen mehrere Schmelzungen aus, sind feiner geformt und wiegen 15—20 Prozent weniger. Zu einem geschlämmten Tiegel von 350 M (Mark, Inhalt!) braucht man um 8 bis 10 ℔ weniger Graphit. Das was sie im Ankaufe weniger kosten, verdoppeln die gewöhnlichen Tiegel dem Abnehmer durch die Transportkosten. Für das schlechte Geschäftsjahr 1819/20 treffen nach Mayer auf seinen Gesamtabsatz von 1 148 873 Mark 102 861 Mark auf Tiegel aus geschlämmter Masse. Er klagt in seinem Berichte vom Jahre 1821, daß sich seine Ahnung wegen Verschreiung der geschlämmten Tiegel erwahret hat: infolge des unvollkommenen

Betriebes des Xaver Stallmayr und der Ausbietung geschlämmter Tiegel von Seite des Jos. Kaufmann, „der gar keine Schlemme hat“, behaupteten die seinigen „nur dort ihren Werth, wohin die Offerten oder die Proben dieser Nachbarn nicht gedrungen sind“.[68]

Die Mischung der Rohstoffe zwecks Herstellung der Masse erfolgte nach altbewährter Töpferart durch Abtreten mit den Füßen. Man nannte dies das „Gärm“ (Gärben).[69] Die „gute Tachen“ durfte sich dabei nicht als lettig erweisen, sondern mußte auseinander gehen. Durch Schlämmen wird der Graphit für die Mischung und Gärbung ungemein leichter empfänglich (Mayer 1819).

Mayer wollte später eine Maschine zur Mischung des Graphits mit dem Bindemittel bauen, um das kostspielige und zeitraubende Abtreten mit den Füßen zu entfernen, konnte diese aber i. J. 1835 noch nicht zustandebringen, teils weil es in Obernzell an geschickten Mechanikern fehlte, teils aber weil er durch den damaligen auffallenden Geschäftsandrang behindert wurde.[70]

Am 4. Dezember 1826 erhielt Mayer ein Privilegium auf die Bereitung gepreßter Schmelztiegel auf die Dauer von 6 Jahren.[71] Eine Preßmaschine für kleinere Tiegel gelangte auch zur Einführung. Nach dem amtlichen Bericht der Beurteilungskommission für die Industrie-Ausstellung zu München i. J. 1834 wurde jedoch das Pressen „durch die einfachere Arbeit auf der Scheibe wieder verdrängt“.

Am 26. Februar 1855 wurde Mayer nochmals ein Privilegium auf eigentümliche Anfertigung von Schmelztiegeln auf die Dauer von 10 Jahren verliehen.[72]

In der Beschreibung v. J. 1826 schildert Mayer „die bisher einzig bekannte Erzeugung der Schmelzgeschirre“.[73] Bis auf die Höhe von beiläufig 1 Schuh werden die Schmelztiegel aus einer, der Größe des zu erzeugenden Geschirres entsprechenden Kugel von Schmelztiegelerde auf einer mit dem Fuße getriebenen, gewöhnlichen Drehscheibe ohne weiteren Aufsatz aufgezogen; was diese Höhe übersteigt, muß durch schlangenförmige Aufsätze (Wutzel) von 2 bis 2½ Zoll Dicke und 1½ Schuh Länge ersetzet werden, wobei ein zweiter Arbeiter, gewöhnlich ein Lehrjunge, sich auf den Boden setzt und die Drehscheibe mit der Hand zieht, damit der Andere stehend mit beiden Händen die erwähnten Aufsätze auftragen kann. Bei Schmelztiegeln auf 500 bis 1000 und 1200 Mark Inhalt werden vollends vier Arbeiter erfordert; nämlich einer, der die runden Ballen für den Boden des zu machenden Schmelztiegels formt, ein zweiter, der die vorerwähnten Aufsätze formt, die der Dritte allmählich aufsetzt, während der Vierte die Scheibe zieht“.

Die fertig geformten Tiegel mußten natürlich das Trocknen an der Luft oder im geheizten Trockenraum (in der „Drucken“,

„Tröckne“, „Trücker“) aushalten ohne zu zerspringen d. h. ohne Risse zu bekommen.

Ueber das Brennen der Tiegel ist aus den Akten nichts besonderes zu entnehmen. Um 1717 benötigten die vierzehn Obernzeller Hafnermeister wenigstens 1200 Klafter „vaichtene Scheiter“; in der ganzen Pfarrei Obernzell konnten sie aber kaum 200 Klafter erkaufen. Während früher die Klafter 50 und 53 kr. kostete, mußten sie schließlich 1 fl. 6 kr. und mehr dafür bezahlen. Auf ihre Beschwerde hin wurde dann ein „Holz-Saz“ von 1 fl. für das „dännern veicht- und fehrene Holz“ bestimmt, der später auf 1 fl. 15 kr. erhöht wurde. Der „Pawernhalßsterigkheit“ wegen erging jedoch 1718 die Anordnung: ein Aug zuzutun und die Bauern erst bei einer Ueberforderung von mehr als einem Schilling ergiebig zu bestrafen.

Arbeiterverhältnisse.

Wegen der „Gesellenförderung“ (Gesellenhaltung) lagen die Schmelztiegelmacher in fortwährendem Streit mit dem Hafnerhandwerk. Schon im Jahre 1536 wurde der Hofmarschall vom Hofrat beauftragt mit den Meistern zu handeln, daß sie dem „Haffner in der Zell“ Hanß Reichel „guetlich bewilligen, noch ain Khnecht zu seinem handtwerch aufzunehmen“. — Gabriel Kaufmann „Schmelztöglmacher zu Hafnerzell“ bekam, nachdem ihm schon 1669 und 1670 zwei Gesellen extra vergünstigt worden waren, von Kaiser Leopold von Östreich am 20. Mai 1683 die Freiheit, daß er zu den gewöhnlichen (2) Gesellen „noch absonderlich zway Gesellen“ halten könne.[73] — Dasselbe Vorrecht erhielt i. J. 1725 von Kaiser Karl VI. von Östreich die Witwe des Tiegelmachers Lorenz Capeller Eva Maria Capellerin verliehen.[74]

Nachdem durch die Kaiserliche und Reichs-Verordnung vom 16. August 1731 (die Abschaffung der Handwerks-Mißbräuche btr., Art. 13 § 7) die Abstellung des Brauches, daß kein Meister mehr Gesellen als seine Mitmeister halten durfte, ausdrücklich befohlen worden war, wurde schon am 29. Mai 1741 dem Hafnermeister Stallmayr ein dritter Gesell bewilligt.

1761 hielt der Schmelztiegelmacher Augustin Capeller bereits 6 Gesellen, 4 Lehrbuben und einen Knecht; er hatte damals wegen des großen Abganges der Schmelztiegel schon drei Jahre lang kein anderes Geschirr mehr verfertigt. Auch Elisabetha Stallmayr arbeitete außer mit ihrem Sohn, der schon ein ausgelernter Hafnergeselle war, mit 4 Gesellen. Der Widerspruch des Handwerks und einzelner Meister (Joseph Simet, Egidi Adam et Consortibus), veranlaßte am 16. Juni 1761 die allgemeine Verordnung, daß

jeder Hafnermeister soviel Gesellen und Handlanger fördern möge, als er nötig hat.[75]

Diese Verordnung gab das Zeichen zu einem kleinen Aufruhr. Zwar unterwarfen sich die Hafnergesellen, die wohl auf Anstiften ihrer Meister[76] mit der Wanderung drohten, auf des Pflegers Vorschlag hinwieder, dagegen betrugen sich einige Hafnermeister so „ungezaumt, respectloß und aufwicklerisch“, daß der Pfleger ein Kommando Soldaten anverlangte und die drei Meister Gabriel Kaufmann und Joseph und Mathias Jell auf das Oberhaus abführen ließ. Von da wurden die drei revoltierenden Hafnermeister am 14. August 1761 „durch ein hinlängliches Commando Soldaten“ nach der Hofratskanzlei gebracht und mußten dort bei offenen Türen niederknien und die vorgelesene „Deprecation“ (Abbitte) nachsprechen. Sie kamen dann zur Straßenreparation „in Eisen“ nach Leoprechting und zwar Gabriel Kaufmann und Joseph Jell auf einen Monat, Mathias Jell auf zwei Monat.[77] Auf grund der Bittgesuche von Elisabetha Kaufmann und Catharina und Corona Jellin um Freilassung ihrer Ehewirte wurden die drei Meister am 23. bzw. 28. August 1761 wieder entlassen, nachdem sie „den unterthänigsten Dank durch Küssung der Hand (titl.) Ihro gnaden des H. Hofraths-Praesident abgestattet“ hatten.

Als Verfasser der Bittschriften, die das gesamte Hafnerhandwerk zu Obernzell an den Fürsten selbst zwecks Abstellung der freien und uneingeschränkten Gesellenförderung gerichtet hatte, nannten die Hafner dem Pfleger einen unbekannten Studenten in Passau. Später gestand jedoch der nach seiner Rückkunft vom Preßburger Markt als Triebfeder des Aufruhrs und als „Wortführer und Sachwalter der dasigen widerspenstigen Schwarzhafner“ eingezogene, über 60 Jahre alte, Egidi Adam, daß „der Schuhmacher Zöhrer beede ad Manus Eminentissimi überreichte respectlosen anbringen verfast habe“. Der Hofrat beschloß am 28. August: Zöhrer mit zwei mal 24 Stunden in dem „Rottenhut“ abzubüßen; ihm die fernere Verfassung der Memorialien unter Bedrohung weit empfindlicherer Straf zu verbieten; dagegen ihn „zu fleißigerer Exercierung seiner schuhmachergerechtigkeit anzuweisen“. Am 1. September wurde dann auch Adam zur kniefälligen Abbitte und zu 3 bis 4 wöchentlichem Arrest am Oberhaus — ohne Arbeit — verurteilt. Das Domkapitel zog jedoch, obwohl Adam „allerdings die abnehmung des Burgerrechts und noch weit mehr anderes verdienet“, die Milde der Strenge vor, so daß er nur am 4. September ad plenum vorberufen und „bey geöfneter Rathzimmerthüre und in Anwesenheit gesamter Hofraths-Canzley-Verwandten“ durch den Hofratsdirektor v. Molitor seiner bei dem Hafneraufruhr begangenen Vergehen mit allen Nachdruck verwiesen wurde; er mußte dann die

5

vorgelesene Abbitte kniefällig nachsprechen und jedem Rat für die so milde Bestrafung mittels Küssung der Hand den gehorsamsten Dank abstatten. Die Abbitte wurde zu den Akten gelegt.

Am 1. Dezember 1761 beschäftigten die 12 Obernzeller Meister 30 Schwarzhafnergesellen; 1761 waren 31 Gesellen vorhanden.

Einen kleinen Erfolg erzielten die „Gemeinhafner" unter Führung von Egidi und Ferdinand Adam erst im Jahre 1769, als der Absatz sehr abgenommen hatte. Den Schmelztiegelmachern, welche mehr als 2 Gesellen halten wollten, wurde der Verkauf der Häfen beim Haus und die Beschickung der Märkte in Österreich und Ungarn verboten. Als im Jahre 1799 das Haus der Schmelztieglmeisterin Theresia Simmetin samt der Schwarzhafnergerechtigkeit mit Genehmigung des Handwerks an die Schmelztiegelmeister Augustin Kapeller und Franz Xaver Stallmayer überging, mußten diese feierlichst erklären, daß sie auf diese Werkstatt nie mehr als 4 Gesellen halten würden.

Nach dem statistischen Jahresbericht Mayers vom 26. September 1819 beschäftigten die 3 Obernzeller Schmelztiegelfabriken[78] 40 bis 50 auch 60 bis 80 Arbeiter, die 6 Schwarzhafner 50 bis 60 Arbeiter, die kgl. Bleistiftfabrik „vor Errichtung der dermaligen sinnreichen Maschinen 16 bis 20 Arbeiter gegenwärtig aber 8". Im Jahre 1835 waren nach Mayer noch 8 Werkstätten mit 30 bis 40 Gehilfen „neben 20 bis 30 Lehrlingen und einer ähnlichen Anzahl weiblicher Individuen" in Betrieb, gegenüber 24 Werkstätten mit 60 bis 80 Gesellen im 16. und 17. Jahrhundert.

Behördliche Maßnahmen betr. des Handels mit Schmelztiegelerde.

Das einzigartige Vorkommen der Schmelztiegelerde läßt es begreiflich erscheinen, daß schon frühzeitig Schutzmaßregeln erlassen wurden, um den Handel damit zu überwachen bezw. ganz zu verhindern.

Die Obernzeller Schwarzhafner waren wohl von anfang an im Besitze weitgehender Vorrechte. So stand ihnen anscheinend das Recht des Wiederverkaufes der schlechteren Sorten bis in die Neuzeit hinein allein zu. Auch die Passauer Schwarzhafner waren beim Kauf auf die Obernzeller angewiesen, denn das schon einmal erwähnte Privilegium, welches der Hofhafner Hans Freyschöffen[79] zu Anger am 11. April 1524 von Herzog Ernst erhielt, gibt ihm zwar das Recht, seinen Bedarf an Tegl und Eisentahen allenthalben ohne der Hafner zu Obernzell Verhinderung zu kaufen, verbietet ihm aber ausdrücklich den Wiederverkauf.[80]

„Privilegium dem Hofhafner, das er allerorten Tegelgrabenderfe, gegeben. 1524.

† Von Gottes genaden Wir Ernst, Administrators des Stifts Passaw, Pfaltzgrav bey Rhein, Herzog in Obern und Nidern Bayrn, etc. Bekhennen und thuen khund mit dem offenen brief allermenigelich, das wir unserm Hofhaffner Hanß Freyschöffen zu Anger die gnad und Freyhait gegeben haben, und geben ime die hiemit in Chrafft diss Briefs, das er füran zu sein selbs Handwerchs gebrauch: und Arbeith den Degl und eysentahen allenthalben, wo er den nach seinem pesten fueg und am glegenisten findt, will khaufen, und an unserer Underthonen, der Haffner zu Obernzell, auch sonst menigelichs Irrung, eintrag und verhinderung, zu ime pringen soll und mag; doch das er denselben tegl, auch Eysentahen, nit wieder verkhauf, noch des mer neme dann er in seiner Werchstat und zu seiner arbait noturfftig ist. Darauf gebieten wir allen und jeden unsern Marschelch, Phlegern, Landrichtern, Burgermaistern, Richtern, Rathen, Gemeinden und allen andern unsern Ambtleutten und underthonen, auch in sonderhait den Haffnern in der Zell, hiemit ernstlich und wellen, daz sy den bemellten unsern Hafhaffner bei solcher obgeschribner unser gnadt und freihait handhaben, schützen und schirmen, auch selbs dawider nit thuen noch anderen zu thuen gestatten, in kainem Weg, sondern ime dabey ungeirrt bleiben und d. geniessen lassen. Daran thuet ain Jeder unser ernstliche Mainung. Getreulich on alles geverde; doch unß und unsern Nachkhomen vorbehalten, solches jederzeit zu widerruefen und aufzuheben; zu urkhunden mit unserm anhangendem Insigl besigelt.

Geben in unser Statt Passaw am Montag nach dem Sonntag Misericordia domini und Christi unsers Lieben Herrn geburts Funffzehenhundert und im vier und zwaintzigisten Jare."

Eine Bekräftigung ihrer Vorrechte erhielten die Obernzeller durch die von Bischof Leopold I. am 15. Mai 1613[81] bestätigte Hafnerordnung mit folgenden Bestimmungen:

. . . . 17. Mit dem umbgang der Eisentacher soll es bleiben und gehalten werden wie von alters herkhomben, ohne geverdte.

18. Es soll auch khainer den Eisentachl sonst khaufen dann von den Maistern in der Zehl; dergleichen soll es auch mit der Freinpergerin tachen gehalten werden, allermassen wie mit der Eisentachen und wie von alters herkhomben ist.

19. Khain Maister soll macht haben die biechte (!) Eisentachen[82] hinzegeben, vill noch wenig, allein die Zöchleith der Zöch sollen dieselben verkhaufen und das gelt zu Nothurfft der Zöch, zum Gottsdienstbeleichtung, weg und Steg, und zum wasserfiehren im

Markht, und ander Notturfft anlegen: bey unsers Pflegers Straf; und dazue solle er, so solches ybertritt, ain halb Pfundt wax und den Maistern zway viertl Weins verfahlen sein; ob aber ein Maister wolte ain liechte (!) tachen naufiehrn,[83] sollen ihme die zöchleith umbmessen und als vil er Mezen nimbt, soll ihme in umbgang, so der an ihme ist, abgehen".

Damit war die Ausfuhr der Schmelztiegelerde (des Tahens oder der Tachen) gänzlich verboten.[84] Die weniger gute Erde (Tachel) war zwar verkäuflich, mußte aber gepocht sein und auf dem Obernzeller Gemeindestampf verladen werden.[85] Die helleren Sorten und der Abfall wurden als „Ofenfarbe" verkauft; mit dem Erträgnis bestritt man die gemeinsamen Handwerksauslagen.[86]

Im Jahre 1707 wollte der Kaiserl. Bergverwalter von Linz von dem Schmelztiegelmacher Michael Kauffmann neben Schmelztiegel auch „Eisentacha" kaufen und verführen lassen. Das Bleibergwerk am Rauschenberg, hatte nämlich Blei in großer Menge zu liefern, damit das „bei diesem noch fürwährenten sumptuosen[87] Krieg .... ohnedem erschöpfte ararium in etwaß erleichtert werden möchte". Der Pfleger Christian Graf ließ aber, auf der Hafner zu Hafnerzell eingelegter Protehstation hin, die Erde nicht abfolgen und zwar unter Berufung auf die Freiheit vom Jahre 1613. Er berichtete den Vorfall an den Hofkammerdirektor Rupprecht Khrävogl, wobei er bemerkte, daß bisher alle Tiegel in Obernzell selbst verfertigt wurden. Als die Bergwerksverwaltung Beschwerde einlegte, erklärte sich Bischof Johann Philipp zur unverweilten Lieferung fertiger Tiegel bereit, wie mit solchen seit Jahrhunderten „die Kayserlich Tyrolischen, die Salzburger und weit und breit mehr andere bergwerk mit Tiegln, ohn erscheinung einigen mangels, versehen" worden seien. Gegen die noch nie angesonnene Verabfolgung der rohen „Eyßentacha" aber, die „ein obgleich geringes, doch meines lands fast einiges beneficium und praecipuum der natur seye" erhob er Bedenken. Auf das hin richtete der Kaiserliche Administrator Max Carl Graf von Löwenstein ein eigenhändiges Schreiben (dat. „Munich, den 9. August 1707") an den Bischof. Er führt darin an, daß „die erforderliche große geschier und dögl (Tiegl) vil besser und ziemlicher an dem Orth der Schmelz selbsten, welche auf eine gantz besondere weiß eingerichtet und tractiert ist", herzustellen sind und daß „die Hafner zu Hafnerzehl das bestehlte geschierwerch ganz schlecht unausgebrehnt und ungewehrlicher eingeliefert haben, aso, das man die undaugliche geschier ... erst zerstoßen und volgents die bennöttigte tögl erzeigen müssen ..."[88] Das Schreiben hatte Erfolg Der Bischof trug kein Bedenken mehr, die „sechs oder sieben fuhren stufiger schwarzen Dachen außfolgen zu laßen", jedoch stellte er die

Bedingung, daß die Hafner „für ihren entgehenden gewinn eine „compensation“ erhalten, welche zu dem sonst lauffigen Werth geschlagen und also jedesmahl nach dem quanto der erden regulirt werde“. (1. September 1707).

Die Verfertigung des gemeinen Geschirrs aus guter Schmelztiegl-erde war verboten. Das Verbot wurde jedoch (wohl weil die Obernzeller Meister in dieser Angelegenheit selbst nicht einig waren) nicht allzuernst genommen. Obwohl sich schon am 14. April 1725 das Handwerk zu Linz durch Oberzechmeister Maximilian Capeller und Unterzechmeister Joseph Furchenbacher „empfündlich beschweret“ hatte und die Passauer Hafnermeister am 28. Jänner 1726 bei öffentlicher Audienz klagten, daß die Hafnermeister in der Obern Zell derartiges Geschirr zur allgemeinen Unterdrückung anderer Mitmeister in- und außerlands zu verkaufen pflegen, erging am 31. Jänner nur die „Disposition“, daß die Ausfuhr eines solch verbotenen Geschirrs möglichst verhindert werden soll.

Anläßlich dieser Streitigkeiten verfügte sich der Hofratsdirektor Joachim Ernst Jacob von Pauhofen selbst nach Obernzell, um näheres über die Gewinnungsart der „Eysen-Tacha“ in Erfahrung zu bringen.[89] Am meisten befriedigte ihn, daß nach Aussage der Obernzeller Hafner „in dem Ränariglerischen sich Keiner fündet, welcher solche Eysentacha oder schmelzdeglerden, wohl aber andere, schlechte, grabet“. Zur „consolation“ (Beruhigung) der in- und ausländischen Hafnermeister schlägt v. Panhofen in seinem Bericht vom 27. Juni 1726 vor, den gesamten Erdenverkauf zu vereinigen, wodurch er gleichzeitig auch vermeiden will, „daß nit nur die weith-entlegenen Länder sondern die nachbarschafft selbsten mit der Zeit mangl leiden möchte“. Er meint, daß „sofehrn das Werckh anfänglich per modum einer factorei, und zwahr durch den gemeinen marckh zu Obernzell selbsten (als welcher von all und iedem sondersamb und umbstendige information hat), tractieret würde, das werckh einen leichten fortgang gewinnen sollte. Angesehen ich versichert bin, daß wann solches negotium ihnen auf ein oder anderes Jahr ungefehr gegen den drittl überlassen wurde, sie gewißlich nit leicht etwas auser acht liesen, sondern vilmer alles zum vorthail hervorsuchen wurden, damit sie sich wehrent so kurzer Zeit zum thail aus ihren aufhabenten schulten heraus halfteren möchten. Nach verfliesung aber solcher Zeit, und wann das werckh in eine richtige activitet gebracht worden, stehet ohnedeme wüderumben zu gnädigsten belieben, nach beschaffenheit der sachen andere gnädigste Disposition zu machen“.

Der Plan Pauhofens gelangte nicht zur Durchführung; dagegen führte die Regierung i. J. 1767 — um den guten Ruf der Obernzeller Schmelztiegel zu wahren und die Schmelztiegelmacher vor

übermäßigen Forderungen der Bergbauern zu schützen — die behördliche Schätzung der Schmelziegelerde ein.[90] Veranlassung dazu gab ein Bericht des Hofkammerrats Stangel, demzufolge „die Schmelztiegelerde von denen Bauern aus Gewinnsucht nicht mehr so rein gegraben werde, wie solches in denen älteren Zeiten geschehen und daher die Tiegl nicht mehr von jener wunderbahren Feuerbeständigkeit seyen, welche solche vorhin in der ganzen Welt bekannt gemacht und durch Verbreitung der dießfahlsigen Commercy denen hochfürstlichen Landen jährlich so große Summen geldes zugeleitet hatte. Der K. K. Müntzmeister in Wienn hätte ihme, Berichtgeber, eine Menge solcher von dem Augustin Capeller verfertigte Tiegl vorzeigen lassen, welche in dem ersten oder zweiten Feuer geborsten oder doch solchergestalten klüftig geworden sind, daß sich das Silber in das löcherigt-schwammigte Weesen der Tiegl sehr hineingezogen hatte; welches dem Münzmeister nicht nur großen Abzug sondern auch unsägliche Mühe und Zeitverlust in reducierung des Silbers verursache; gedachter Münzmeister eröfnete dahero ihme, Pfleger, daß wann nicht diesen übl in zeiten vorgebogen und zu Verfertigung besserer Tiegl ein Mitl getrofen werde, die K. K. Münzämter unumgänglich sich genötigt sehen würden, von andern orthen schmelztiegel kommen zu lassen, welche, ob sye schon den Obernzellerischen an der Güte nicht gleich kommen, doch viel wohlfeileren Kaufs seyen und gleich wol ein Feuer aushalten“. Auf den Vorschlag des Pflegers hin beschloß der Hofrat (20. Februar 1767) „Es seye bei einberichteten Umständen der bißherige Saz ab jeder Truhen Schmelztieglerden oder Dachen à 18 fl. völlig aufgehoben; sofort solle von nun an alle gewonnene Schmelztieglerde durch 2 beeidigte Schwarzhafner, alß einen Schmelztieglmacher und einen gemein Hafner, alß dermalen der Johann Simet und Ferdinand Adam ist, in gegenwart eines zeitlichen Pflegers zu Obernzell doch solchergestalt unpartheyisch geschäzt werden, daß die Schäzmänner die beste Schmelztieglerden per 20 fl. die andere Gattungen aber nach proportion der güte zu taxieren hätten. Mit welcher Schazung dann die Schmelztieglmacher allerdings zufrieden zu seyn und die Erden von denen Bauern abzunehmen hätten. Doch solle Pfleger das augenmerckh dahin richten, daß die unterthanen an den wahren werth der Schmelztieglerden nicht verkürzet werden. Damit aber in der schäzung der Erden auch unter denen unterthanen eine durchgehende gleichheit gehalten werde, so seye dem Pfleger hiemit die vollmacht ertheilet, das er auch bey denen in dem Pfleggericht Obernzell entlegenen Kloster Nidernburgischen, sofort auch Rännäridlischen unterthanen, die unpartheyische Schäzung der Schmelztieglerden vornehmen solle“.

Sowohl die Obernzeller (Anton Fürst und 11 Consorten) als auch die Rännaridler Untertanen (Bartlmee Knödlseder, Joseph Mayr, Philipp Krenn[er], Balthasar Deiner) zu Leizesberg ersuchten daraufhin „um Beylassung des uneingeschränkhten Dachet-Handels wie zu vorigen Zeiten". Auch Stängl berichtete über die zu Leizesberg und Pfaffenreut vorgenommenen Schätzung, daß die Untertanen mit dem gesetzten Preis keineswegs zufrieden waren „sonderbahr aber habe der Lorenz Anetsberger, Müller in der nächst Leizesperg, doch in dem Landgericht Oberhauser territorio entlegenen Kropfmühl seiner . . . Signatur . . . nächstens 10 Truhen an den Schmelztieglmeister Johann Simmet zu Obernzell abzuliefern, nicht die mindeste folge geleistet". Dem Landgerichtsverwalter wurde deshalb befohlen, den Anetsberger obrigkeitlich zur Abgabe der Erde anzuhalten; betreff des Preises dagegen wurde auf eine kommende Verordnung verwiesen. Bald darauf faßte der Hofrat den Beschluß: „Dem Pfleger zu Obernzell zu rescribieren: wie man aus erheblichen ursachen von dem in sachen getrofenen regulatio nicht wol abgehen könne, sofort es bei der schäzung der Tachen allerdings sein Verbleiben habe". Zur Beweisung der Unparteilichkeit der Schätzung werde man in Zukunft auf Kosten der Untertanen jedesmal eine eigene Hofratskommission abordnen.[91] „Entzwischen aber lasse man ihnen unverhalten, wie man ohnehin die grabung der Tachen als ein landesfürstliches Regale ansehe und diesertwegen schon andere Verordnungen erfolgen werden."

Im Jahre 1768 ordnete der Hofrat an, daß die Schätzungsunkosten von beiden Teilen bezahlt werden müssen.[92] Der Wert der besten Schmelztiegelerde wurde auf 18 fl. festgesetzt; unausgeklaubte Erde sollte um 2 und mehr Gulden geringer geschätzt werden. Ferner wurde der Pfleger beauftragt, auch in die Erdestampf eigene Leute zu stellen, welche obacht haben sollen, daß die Erde rein dahingebracht oder allda von den Steinen gereinigt werde. Falls in der Stampf noch Steine angetroffen werden, solle der fehlende Teil, Bauer oder Schmelztiegelmacher, um 50 Reichstaler abgestraft werden.[93] Am 31. Januar 1769 wurde dem Pfleger bedeutet „es seye vor dermalen auf das Pfund vorgefundener Steine und andern Unrath zwar nur 1 fl. 30 kr. bestimmt, welche Strafe aber könftig um ein Merkliches erhöhet und also beständig fortgefahren werden sollte". Der aufgestellte Aufseher über die Tachenstämpf, Sebastian Huber, erhielt den dritten Teil der Strafe zur Belohnung.

Der Pfleger Schöller hält i. J. 1800 die ordentliche Beschreibung und Abschätzung der Erde um so mehr für notwendig, als das Schmelztiegelwesen aufzuleben anfangt und mancher minder vermögliche Hafner auf Schmelzarbeit ganz Verzicht tun müßte, weil

er (im Gegensatz zu Kapeller und Stallmayr) nur einen Teil der Erde nötig hätte; auch für den Gemeinstampf könnte keine Erde mehr erkauft werden. Die Abgabe an den Stampf („ohne mindeste herrschaftliche Reichung") betrug nur 7 kr. 3 ₰ für jede Truche.

Zur Vorbereitung der i. J. 1767 angekündigten Verordnung[94] befaßte sich i. J. 1770 eine „Cummulativ=Comission" aus 8 Mitgliedern und einem Sekretär mit der „Rechtsfrage: ob die im Fürstentume ausgegraben werdende Schmelztiegelerde" und Porcelain=Thon[95] „inter Regalia Principis" gerechnet werden solle oder nicht. Das Referat hatte der geheime Rat, Hofratsdirektor von Molitor übernommen. Den Anstoß zu dieser Beratung gaben die Gutachten der Hofkammerräte von Paumann und Stangel v. J. 1766 bzw. 1770. Danach sollte „denenjenigen Obernzeller Untertanen auf deren Gütern die Schmelztiegel= oder Porcelaine=Erden seit unvordenklichen Jahren ausgegraben worden, noch ferners gegen Entrichtung des Zehends von der Ausbeute oder von deme, was über Abzug aller Unkosten übrig verbleibe, sotane Erden bergordnungsgemäß fortbauen zu dürfen verstattet werden; bei allen übrigen Gütern aber, auf welchen man erst seit Mannesgedenken dieser Erd=Arten entdecket habe, es in der Macht des Höchsten Landesfürsten, den Berg=Bau gegen Entschädigung des Unterthans ra[tio]ne deterioratae superficili[96] auf eigene Rechnung fortzusetzen, stehen soll, mithin Höchstdemselben diese Befugnis umsovielmehr auf jenen Gründen zustattenkomme, in welchen dergleichen kostbare Erdarten noch niemals ausgegraben worden seien.

Hierbei werden zwar als Zweifelsgründe angeführt, daß

1mo die Gemeinde in der Herrschaft Obernzell seit unvordenklichen Jahren in den Besitz der Freiheit: die Schmelztiegel=, Porcelaine= und schwartze Tachen=Erden ohne mindester Abgab ausgraben und verkaufen zu dörfen, sich befinde;

2do die Unterthanen öfters vergebliche und kostbare Versuche thun müssen, um dergleichen Erde zu überkommen;

3^tio^ diese Erden keine gantz= oder halbmetallene sondern solche Erden seie, welche gleich nach dem Ausgraben Kaufmannsgut werde und keine weitere Zubereitung mehr bedürftig habe.

Hingegen bestehen die angebrachten Entscheidungsgründe in folgendem, daß

1mo die Güter, auf welchen dergleichen Erde gegraben werde, bei Veränderungsfällen niemalen höher als ein anderes, mit solcher Erde nicht versehenes Gut in rücksicht auf das abzureichende Laudemium geschätzt, somit hierbei jederzeit nur auf die Oberfläche das Augenmerk gerichtet.

2do von denen Unterthanen auch niemals wegen sotaner Erden eine andere landsfürstliche oder grundherrschaftliche Reichniß, wie die immer sein möge, abgeführt worden;

3tio Exactio Decimarum de mineralibus actus merae facultatis,[97] folglich keiner Verjährung ausgesezt seie; allenfalls auch durch solche nicht mehr als durch die Muthung und landesfürstliche Belehnung selbsten erlangt werden könne, diese aber sich von der fundgrube nicht weiters als 42 Klaffter in die Länge und 7 Klaffter in die breite erstrecke;

4to Colonis terra solum ad culturam, et quatenus illig in regno vegetabili est usus, concessa sit;[98]

5to die Schmelztiegelerde eine Bergart seie, welche unter dem Nahmen Molibdena plumbum scriptorium, auf Teutsch aber Wasserbley, bei denen meisten Metallurgis vorkommet . . .

6to diese Bergarten in ordentlichen Hängen und Klüften streichen, manchmal in einer Tiefe von 18 bis 20 Klafter liegen, mithin einen ordentlichen Bergbau erfordern.

7mo oft besagte Erdarten nicht wohlfeilen kaufes seien, indem die Ladung Schmeltztiegelerden vor 2 Pferd auf 18 fl., die Porcelaine-Erde auf 14 fl. und die schwarze Tachenerde auf 6 biß 8 fl. zu stehen komme, somit selbe den schlechten Erdenarten keineswegs beigezehlet werden können und unstreitig zu dem Bergwerks-Regale gehören.“

Trotzdem hatte die Kommission noch Bedenken[99] und hielt es selbst für zweifelhaft, ob die Untertanen „auf eine gütliche Art dahin zu vermögen seien, daß sie sich vor das Künftige zur Abgab des zehenden Theils von aller grabenden Schmeltztiegel-, Porcelaine- und schwartzen Tachen-Erden (gegen die Versicherung, daß ihnen die hierinfalls bißhero gehabte Freiheit im übrigen ungekränkt allezeit verbleiben werde) freiwillig einverstehen“.

Bis zum Jahre 1774 war auf das Kommissionsprotokoll eine höchste Entschließung noch nicht erfolgt.

Nachdem im Jahre 1803 das Ausfuhrverbot für Schmelztiegelerde aufgehoben worden war, nahm die Ausfuhr bald bedeutend zu, wobei der Name „Ofenfarbe“ auf alle schwarzen Erdarten ausgedehnt wurde, um (wie der Schmelztiegelfabrikant Mayer meinte) die Aufmerksamkeit der königlichen Behörden nicht zu wecken. Auf die Anregung seines Mitglieds Mayer hin, stellte deshalb der Landrat für den Unterdonaukreis im Jahre 1833 den Antrag: die Ausfuhr der Schmelztiegelerde wieder ganz zu verbieten oder einen Ausgangszoll in solcher Höhe zu erheben, daß dessen Wirkung einem

Verbote gleichkommt, die Ausfuhr der andern schwarzen Erdarten aber an Ursprungszeugnisse zu binden.

Mit diesem Antrage waren die Grubenbesitzer nicht einverstanden; sie wünschten vielmehr über den Teil der Erde, der an die Fabrikanten nicht abgesetzt werden könnte, frei verfügen zu dürfen. Die General-Bergwerks-Administration in München gab demgegenüber ihr Gutachten dahin ab, daß durch die Erschwerung der Ausfuhr kein bedeutend nachteiliger Einfluß auf die Erdengräber stattfände, weil der Stand der Grubengebäude eher eine Beschränkung auf den inländischen Bedarf fordern dürfte. Deswegen und zum Schutze der Schmelztiegelfabrikation sei eine Erhöhung des Ausgangszolles auf die gute Graphiterde ebenso wünschenswert, wie die Beibehaltung des unveränderten Ausgangszolles für die geringe Sorte.[100]

In seinem Bericht an „Die für die Industrie-Ausstellung angeordnete Königliche Ministerial-Kommission für das Jahr 1835" vom 12. Dezember 1835 beklagt Mayer abermals die sehr nachteilige Wirkung der ungebundenen Ausfuhr des Graphits. „Er ist ein Staatsschatz, der mehr Würdigung verdient, als er genießt. Weise und wohlberechnet hatte die fürstl. Passauische Regierung die Ausfuhr des blättrigen Graphits unbedingt verbothen und einzig der hiesigen Zunft der Schwarzhafner war es eingeräumt, Versendungen davon zu machen, weil man ihr das Vertrauen schenkte, sie werde selbst dafür wachen, daß nichts ausgeführt werde, was nachtheilig auf sie zurückwirken könnte.[101] Seit der Freigabe dieses Handels erscheinen Österreicher, Hungarn, Tyroler, Schweitzer, Württemberger etc., die das rohe Product unter dem Namen Ofenfarbe von den Gruben abholen; daher das Entstehen einer Schmelztiegelfabrique in Ellwangen, in der Nähe von Düsseldorf, in Marbach, Schönbühel und Spitz an der Donau, welch letztere mit Subjecten, die hier ihre Bildung erhielten, besetzet sind". Mayer führt weiter an, daß diese Gründungen Österreich veranlaßten, den Zoll zu steigern und bekämpft dann als ganz irrig die Ansicht, die „Graphitbauern seien bei der verbothenen Ausfuhr des rohen Materials betheiliget". „Die Consumtion der Schmelz- und anderer schwarzer Geschirre kann weder durch Gebundenheit beschränkt, noch durch die freie Ausfuhr erhöht werden. Für die Eigenthümer des Materials entsteht weder ein Gewinn noch ein Verlust ob die Veredelung in 8 oder in 16 Theile sich verbreite; aber der Staat verliehrt durch den Export des rohen Productes, indem dem Inlande der Verdienst für die Veredelung entzogen und dem Auslande zugewendet wird".

Entwicklung des Schmelztiegelhandels. Zollverhältnisse.

Obwohl die Obernzeller Schmelztiegel von anfang an kaum mit irgend einem Wettbewerb zu rechnen hatten, sodaß sie sich allmählich eine Art Weltmonopol eroberten, geben die späteren Akten doch Kunde von gar manchen Hemmungen, die den Geschäftsgang beschwerten und oft stark behinderten.

Auf einen regen Absatz zu Beginn des 18. Jahrhunderts läßt der Bericht schließen, den der Obernzeller Pfleger Christian Graf dem Hofkammerdirektor in Passau, Rupprecht Khrävogl, am 30. Juli 1707 erstattete,[102] wenn darin die „schier in die ganze Welt herumbgehende arweith" der vier „Schmölzteglenmacher" gerühmt wird, ebenso auch die Bemerkung des Hofratsdirektors Joachim Ernst Jacob von Pauhofen vom 27. Juni 1726, daß es „notorum" ist „daß dieses geschier auf vill hundert meill unendberlich von nöthen, mithin auch nit zu besorgen, daß diese arbeith in einige decadenz komen könne", wobei er zugleich auf den großen Vorteil der Kaufleute verweist, welche ganze Länder mit diesen Schmelztiegeln versehen.

Als Ursachen des Rückganges werden von dem Obernzeller Pfleger Stangel erwähnt:[103] Die Steigerung der auswärtigen Zölle und das Entstehen anderes Manufakturen. Nach seinem Gutachten vom 10. Oktober 1769 könnte allenfalls der Exitozoll[104] bei der „weißen Porcellainerde und schwarzen Ofenfarbe" erhöht werden. „Schmelztiegel, Ziegeln, Hafnergeschirre leiden keine weitere Erhöhung, dann durch Steigerung des Baierischen Transitozolles[105] hatte das diesortige Comercium ohnedies schon sehr gelitten". Schmelztiegel dürften keineswegs als eine andern Gegenden unentbehrliche Ware angesehen werden; so sei z. B. „bey" Almerode in Hessen eine fast ansehnlichere Schmelztiegel-Manufacture als die hiesige ist". Aus dem Verbot der Einfuhr von Obernzeller Schmelztiegel in die preußischen Provinzen schließt er, daß auch dort dergleichen Manufakturen errichtet worden seien.[106]

Die Mauterhebung führte öfters zu Streitigkeiten. So gaben die Hafnermeister 1791 vor, daß sie „das ledige (d. i. nicht in Fässer verpackte) Schmelz- und ordinarii Hafnergeschier nicht nach den Werth des Fabrikats, sondern lediglich nach dem rohen Material zu verzollen hetten" und der Schmelztigelmeister Augustin Kapeller verweigerte die Zahlung des Maut- und Weggeldbetrags für seine Sendungen nach Wien und Kremnitz, wobei er sich auch auf seine K. K. Bancal-Päße berief. Das Pfleggericht verwies dagegen auf den Maut-Tarif, welcher die Abnahme vom Guldenwert oder nach Pfunden zu 240 Stücken bestimme. Die österreichischen Freipässe wurden natürlich von Passau nicht anerkannt. Da letztere einen Einblick in den Absatz nach Östreich bezw. den Jahresbedarf der K.

K. Hauptmünzämter Wien und Kremnitz gaben, möge der Wiener Freipaß hier im Wortlaut folgen:

„Von der K. K. Ministerial-Banco-Deputation wird hiemit allen deroselben subordinierten Mautoberbeamten, dreißigern, Zollnern, Aufschlägern, Gegenschreibern, Beschauern und anderen derlei Amtleuten, denen dieser Paßbrief fürkömmt, gemessen anbefohlen, daß hierauf sie nachbenannte ausländische Schmelzgeschiergattungen, welche das hiesige K. K. Hauptmünzamt mittels dieses gegenwärtig von untenstehenden Datum durch ein Jahr gültigen Freipasses von Hafnerzell einzuführen nöthig hat; als: achtzig Stück Schmelztiegl von 1000 Mark, zwanzig St. 400 Mark, zwanzig St. 100 Mark; do. dreißig St. 80 Mark; Einhundert St. 70 Mark; do. Einhundert St. 60 Mark; do. dreißig St. 25 Mark; do. 20 St. 20 Mark; dreißig St. 15 Mark; do. dreißig St. 15 Mark; do. dreißig St. 12 Mark; do. dreißig St. 10 Mark; do. dreißig St. 8 Mark; do. dreißig St. 6 Mark; fünfzig St. 5 Mark; do. zwanzig St. 4 Mark; do. dreißig St. 3 Mark; do. Einhundert St. runde Platten, sechzig Stück ordinari schwarze Platten, Einhundert St. Mauer-Ziegl, Einhundert halbrunde do., dann 12 Drahtzieheröfen an ihren gebieten und amtsverwaltungen auch sonsten allenthalben ohne Einforderung einiger Maut-, dreißigst-, Zoll-, Aufschlags- oder andern derleigen gebührnißen (außer deren an allen Orten introduzierten Weg- und Bruckgeldern, auch Straßen-Reparazions-Aufschlägen) allerdings frei und ungehindert durchkommen und passieren lassen sollen.

P.: Ministerial-Banco-Deputation
Wien den 19ten März 1791.

J:R: Graf Götz (L: S:)

Anton anders, Sek.

Der ähnliche Kremnitzer Paß führt folgende Stücke an: 200 Schöpf- oder Gußtiegl, 10 Stück Schmelztiegl zu 1200 Mark; 20 zu 1000; 30 zu 800; 25 zu 700; 40 zu 60; 50 zu 500; 30 zu 400; 30 zu 300; 20 zu 200; 30 zu 100; je 10 zu 90,80 u. 70; 25 zu 60; 15 zu 50; 20 zu 40; 40 zu 30; 10 zu 25; 30 zu 20; 60 zu 15; 30 zu 12; 50 zu 10; 40 zu 8; 10 zu 6; 10 zu 5; 20 zu 4; 50 zu 3 und 10 Stück Schmelztiegel zu ½ Mark.

Um 1796 war die Schmelztiegelerzeugung eher ins Stocken geraten als weiter fortgeschritten. Der Schätzungs-Kommissar Hofrat v. Freyschlag schließt dieses aus dem mangelnden Absatz der i. J. 1795 gegrabenen Erde. 1797 und 1798 nahm jedoch die Verarbeitung wieder einen guten Fortgang und wurde nur durch die gegenseitigen Unterbietungen der Hafnermeister beeinträchtigt, die sich dadurch einander die Lieferungen abzuspannen suchten, sodaß Hofrat Erthl 1797 u. A. ein späteres Einschreiten der Regierung für notwendig erachtete.

Im Jahre 1800 wird von einem neuen Aufleben des Schmelztiegelwesens berichtet. Auch Mayer bestätigt 1819, daß die Fabriken noch vor zehn Jahren im höchsten Flor standen: „Bestellungen aus allen Teilen der alten und der neuen Welt strömten in Menge nach Obernzell. Außerordentlich große Summen flossen . . . nach Obernzell und der glänzendste Wohlstand des kleinen Marktes und all der Orte, die mit unsern Fabricken in mittel- oder unmittelbaren Verkehre standen, schimmerte in die weitesten Gegenden“. Nach Mayer gingen aber die Versendungen endlich bis auf den zehnten Teil der vorigen zurück und statt 2 bis 300 Arbeiter genügte ein Fünfteil. Auch 1819 war der Absatz wieder merklich kleiner als 1818. Als Ursachen des allmähligen Sinkens der Schmelztiegelfabrikation gibt Mayer (in seinem Bericht an die Regierung des Unterdonaukreises 1819) außer den Lokalhindernissen (schlechter Zustand der Straßen, vorzüglich der von Obernzell nach Grießbach; Unpünktlichkeit der Arbeiter) und hohen Mautsystemen[107] an: die durch die vielen Kriegsjahre erzeugte allgemeine Erarmung aller Klassen; die schwebenden Zustände aller europäischen und außereuropäischen Staaten, welche den Unternehmungsgeist lähmen; den Verfall vieler Münzstätte und Gußfabriken und endlich die Erfindung der eisernen Tiegel und anderer Surrogate.

Nach den Berichten Mayers und Stallmayers vom September 1819 an die Regierung des Unterdonaukreises über den Zustand ihrer Fabriken, geht der Absatz der Fabrikate vorzugsweise nach Norden und über die Seestädte Hamburg, Amsterdam, Bremen usw. nach Amerika, Portugal, Spanien und dessen Kolonien, sowie nach England, wobei diese gegen sonst weniger abnehmen mochten, während Frankreich und die Rheingegend mehr als bisher konkurrierten. Der ehemals starke Handel nach der Levante hat beinahe ganz aufgehört. Nach Italien geht wenig, weil die östr. Maut zu hoch ist und jenes Land sich der wohlfeileren, aber auch schlechteren, piemontesischen, gelben Tiegel bedient. Nach Mayer's „Beschrieb des hiesigen Fabrick- und Gewerbewesens“ vom 26. Sept. 1819 betrug die Jahreserzeugung 1818/19 an Schmelztiegel 16 bis 18 000 000 Mark (Inhalt = 600 000 ℔; davon trafen auf Mayer selbst 2 856 457 Mark gegen 917 089 Mark i. J. 1817 und 1 148 873 Mark i. J. 1819/20) im Werte von 72 bis 81 000 fl.; als Ausgaben werden angegeben: auf das rohe Material 20 bis 25 000 fl., auf Fuhr- und Stampferlohn 8 bis 10 000 fl., auf Arbeitsleute 30 bis 32 000 fl., auf Reparatur der Fabriks- und Stampfgebäude 4000 fl., sodaß er als Gewinn für alle Unternehmer 10 bis 11 000 fl. rechnet.

In seiner Eingabe an den Landrat v. J. 1833 klagt Mayer über das Vordringen der Surrogate (Tiegel aus Eisen, Platina, Abfällen ausgebrannter Steinkohlen u. dgl.) und das Entstehen neuer

Fabriken in der Nähe von Düsseldorf, bei Marbach und unfern des Marktes Spitz in Niederöstreich, welch letztere auch „diesseitige Arbeiter angeworben und auf diese Weise das Technische auf fremden Boden übergepflanzt“ hätten.[108] Da diese Fabriken auf Rechnung des Obernzeller Graphits begründet wurden, beantragte Mayer ein gänzliches Verbot wider die Ausfuhr des eigentlichen Graphits.“[109] Immerhin werden in diesem Jahre die 6 Schmelztiegelfabriken noch als sehr bedeutend angegeben.

Ein Bild der Obernzeller Verhältnisse, das „etwas unfreundlich ausgefallen ist“, gibt Mayer in seinem Berichte an die Ausstellungs-Kommission im Jahre 1835.[110] Er führt darin als „Hindernisse des Verkehrs im allgemeinen“ an:

die lästige Passauer Niederlage, „deren Einhebung allerhöchsten Ortes schon inhibiert war, die aber fortan erhoben wird“;[111]
die ungebundene Ausfuhr des Graphits;[112]
die Erschwerung der zollamtlichen Behandlung;[113]
die vielen Feiertage[114] sowie die Regulierung der Elbschiffahrt;[115]

Weiter beklagt er den Mangel an Einigkeit und die Sucht nach einem Monopol, welche das Geschäft tief erniedrigt habe, so daß es bei dem hohen Preise des guten Graphits nur kümmerlich eine Familie ernähre.

Das bewiesen deutlich die Gantverhandlungen bei Georg Hagen, Leopold Kaufmann, Phil. Stallmayer's Wittwe u. Sohn und das frühere Accomodement des Jos. Kaufmann. Öfters seien schon Vereinigungen im Flusse gewesen, aber starrer Eigensinn, Charakterlosigkeit, Stolz und Unverstand habe sie verhindert. Mayer fährt dann fort: „Es ist daher schade, daß ein Geschäft von solchem Umfange in Privathänden ist, da es sowohl in der Fabrikation selbst, als vorzüglich in der Gewinnung des Graphits noch Vervollkommnungen zuließe, die besonders in letzter Beziehung durch Private nie erreicht werden könen, da sie planlos die Erde durchwühlen, und wenn sie auch auf ein reiches Graphitlager stoßen, dasselbe wegen Andrang des Wassers wieder verlassen müssen. Auf diese Weise bleibt der beste Graphit unzugänglich und der zunächst liegende muß notwendigerweise an Quantität abnehmen, da doch jährlich 600 bis 800 Doppelfuhren hier verarbeitet werden.“

Zu diesen Ausführungen machte die Regierung (Regierungsrat Hohe) die Anmerkung, daß die „verkehrte Ansicht, als gedeihe ein Fabrik-Etablissement in den Händen der Regierung besser als in Privathänden, durch die Erfahrung hinreichend widerlegt“ sei.

Anmerkungen.

[1] Adolph Ferdinand Gehlen, geboren zu Bülow in Pommern 1775, gestorben zu München 1815 infolge einer Vergiftung durch Arsenwasserstoff, mit dessen Untersuchung er sich beschäftigte; s. „Allg. Deutsche Biographie“ 8. Bd. 1878, S. 497/498. Gehlen war Mitglied der Bayer. Akademie der Wissenschaften.

[2] Es handelt sich hier wohl um die nachstehend abgedruckten Verzeichnisse des Hofkammerrats Stangel vom 31. Mai 1770 und um die Kommissionsberichte der Jahre 1796 bis 1800 (s. S. 48 ff. u. 54 ff.).

[3] Joachim Reichl (nicht Adam R. wie A. Walcher von Molthein in „Kunst und Kunsthandwerk“ 1910, S. 399 angibt), starb am 26. Oktober 1718; seine Frau Ursula Reichlin am 23. Mai 1711. — Der Joachim R. betreffende Teil der Inschrift auf dem großen Marmorgrabstein im Eingange der Kirche zu Obernzell lautet: „Alda ruhet in Gott der Ehrnvest woll vornemb und weise Herr Joachim Reichl gewester burgl. haffnermeister und Kayserl. Privil. Schmölztöglmacher alhie, so A. o. 1718, den 26. Oct. in Gott verschidn“. Wappen: Greif mit einem dreieckigen Schmelztiegel in einem von zwei Engeln gehaltenen Lorbeerkranz. Nach Walcher erhielt R. Adel und Wappen vom Grafen Auersperg, Fürstbischof von Passau. — Ein Hanns Reichel (Reischel) kommt schon 1536—38 als „Haffner in der Zell“ vor, 1647 ein Wilhelm Reichl.

[4] Dieser Akt war nicht mehr zu finden.

[5] Am 24. Jänner 1217 übertrug Kaiser Friedrich II. dem Bischof Ulrich II. von Passau (1216—1221) zu Nürnberg das Fahnenlehen über den Comitat Ilzgau und damit auch die Würde und das Vorrecht eines Reichsfürsten. Niedergriesbach in der Zell, später — 1552 — die Zell bzw. Obernzell genannt (im Gegensatz zu dem 1274 gegründeten Zell, dem späteren Fürstenzell) war Sitz der Ilzgauer Gaugrafen. Pfarrei seit 1238; Markt seit 1359. Nach Alex. Erhard: Geschichte u. Topographie der Umgegend von Passau. Verh. d. Hist. Vereins f. Niederbayern 1899, S. 32 und 1901, S. 261). — Zeitweise führte Obernzell auch den Namen „die Hafnerzell“ (schon 1532); 1803 kam es an Bayern.

[6] Diese Angaben Mayers benutzte auch Chr. Schmitz in seinem Werke: „Die Thonwaaren und Glasfabrikation. (Die Industrie des Königreichs Bayern. I. Band München 1836, S. 141)“.

[7] Alex. Erhard bringt in seiner „Geschichte und Topographie der Umgegend von Passau etc.“ („Verh. d. Hist. Vereins f. Niederbayern“ 1899, S. 115) folgende Bemerkung: „Der Tradition nach wurde schon im 13. Jahrhundert hier Graphit gegraben und soll aus der Ortschaft Schabenkasing bei Wegscheid der erste Graphit zur Verarbeitung nach Obernzell gebracht und der in dem genannten Schabenkasing zu Tage tretende Graphit zuerst durch Schweine aufgewühlt worden sein“. Nach demselben Verfasser (a. a. O. 1900, S. 259) mußte „schon in den Jahren 1250 bis 1260, wo die Bärnsteiner Pfaffenreut besaßen, von jeder zehnten Druhe Graphit ein Zehent in das Amt Bärnstein abgeliefert werden“. — Jedenfalls sind die Passauer Gruben ganz bedeutend älter (vgl. S. 46) als die bisher meist als „älteste“ bezeichnete Grube von Borrowdale bei Keswik, Grafschaft Cumberland, England“, die nach einer historischen Skizze der Bleistiftfabrik A. W. Faber zu Stein bei Nürnberg i. J. 1564 entdeckt wurde, (vgl. Haenig ‚Der Graphit“ Wien u. Leipzig 1910, S. 41), aber nun längst erschöpft ist. — Vgl. auch Anm. 12 u. 33.

[8] Vorstadt von Passau.

[9] vgl. S. 66 ff.

[10] Klobzillen: nach Schmeller große, mit geklobenen (gespaltenen) Kipfen (Rippen), versehene Schiffe.

[11] Nach dem alten Mautbuch von Deggendorf v. J. 1496 werden von 100 ausgesetzten Schmelztiegeln klein und groß 4 Regensburger Pfennig erhoben; auch hier handelt es sich sicher um Graphittiegel.

[12] Geschirre aus Graphitton werden urkundlich bereits i. J. 1431 unter dem Namen „eysenbachtein" oder „eysnen .. hevenwerch" erwähnt (s. das von A. Walcher von Moltheim zum ersten Mal veröffentlichte Wiener Hafner-Recht in „Kunst und Kunsthandwerk 1905, 554 ff.)

[13] „eine Berg-Art, . . . welche unter dem Nahmen Molibdena plumbum skriptorium auf Teutsch aber Wasserbley bey denen meisten Metallurgis vorkommet". Die Mineralogen verwechselten lange Zeit den Graphit mit dem Molybdänglanz.

[14] In der Eidesformel der Schätzleute (s. Anm. 93). Kennzeichnend ist, daß diese Form, die früher nur für die schlechteren Sorten üblich war, schon 1796 amtlich für die gute Schmelztiegelerde Verwendung finden konnte!

[15] Der Name Graphit selbst wurde erst von dem berühmten Mineralogen A. G. Werner (1750—1817) in der 2. Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in die Wissenschaft eingeführt. (E. Weinschenk „Der Graphit, seine wichtigsten Vorkommnisse und seine technische Verwertung". Hamburg 1898, S. 5). — Diese griechische Umtaufung hat 100 Jahre später einen eigenartigen Rückschluß gezeitigt: „Sogar aus dem Namen Graphit, von gr. γραφειν wollen Manche schließen, daß schon die alten Griechen ihren Bedarf an diesem Minerale aus dieser Gegend auf der Donau geholt haben, wofür jedoch alle historischen Überlieferungen fehlen". (Erhard, a. a. O. 1899, S. 115). 1567 wird die „zeleznice" d. i. der Eisenton vom Dorfe Svinov (Schweine) bei Loschnitz in Mähren als „seit alters her" von den, Loschnitzer Töpfern dort gegraben erwähnt (nach A. Walcher von Moltheim K. u. K. 1910, S. 84).

[16] „Schuppichter Graphit, was die Franzosen fälschlich mine de plomb heißen und auch in Deutschland unter dem Namen Bleierz oder auch Wasserblei bekannt ist". (Max Meyer). — „Wasserblei", weil die Alten meinten, es würde aus dem Grunde des Meeres geholt (nach Krünitz „Oecon. Encyclopädie. Berlin 1775, V, 704"). Verbreiteter war wohl später der Name Reißblei („reißen" = zeichnen, vgl. Reißzeug", „Riß"). (Mautordnung Wien 1726). Merkwürdig ist die Bezeichnung „schwarzes Bleiweiß" (s. Krünitz a. a. O.). Der Graphit wurde damals also als eine schwarze Abart des Bleiweißes (frz. céruse noir) aufgefaßt. Über das Gewerbe der „Bleiweißstiftmacher" siehe die wertvollen Mitteilungen von F. M. Feldhaus (a. a. O.), der auch das schöne Bildchen „Der Bleyweis-Schneider" aus Abraham a Santa Clara's „Etwas für Alle" wiedergibt. Schreibstifte „aus einer gewissen Art Blei" schildert 1565 Conrad Gesner in seinem Werke „De omni rerum fossilium genere" (Zürich 1565, S. 104.— Nach: F. M. Feldhaus „Geschichtliches vom deutschen Graphit", Zeitschrift für angewandte Chemie 1918, S. 76, wo auch die Abbildung wiedergegeben ist).

[17] Der Name metallischer Kohlenstoff stammt von Karsten.

[18] Für Schmelztiegel nicht geeignet; zur Herstellung der geringeren Schmelzwaren und des guten Schwarzgeschirres verwendet.

[19] Maut Neustadt.

[20] s. S. 67.

[21] Pottlot, nach dem Chemiker Johann Heinrich Pott benannt, der 1740 nachwies, daß Plumbago oder Reißblei kein Blei enthält. (J. H. Pott: Examen chimicum plumbi scriptorii vulgo plumbaginis Miell. Berol. Contin. V, Tom. VI, Berlin 1740, S. 30—39) — oder vom holländischen Potloot = Topfblei? Erst der berühmte Chemiker Scheele, ein geborener Stralsunder erkannte dann 1779 den Graphit als eine „mineralische Kohle". Später hielt man ihn wieder für eine Verbindung von Kohlenstoff mit Eisen, bis endlich Karsten zeigte, daß er nur aus Kohlenstoff besteht (nach Otto „Ausführliches Lehrbuch der Anorganischen Chemie I. Abt. 1863, S. 1003).
[22] Nach Schmitz standen i. J. 1807 bei Haardorf, Haar und Löwenmühle 3 „Eisentacher"gruben im Betriebe (a. a. O. S. 65).
[23] s. a. S. 69.
[24] Donaubauer.
[25] Leizesberg: Dorf bei Wegscheid.
[26] Kronawitter.
[27] Irlbauer.
[28] Pfaffenreut: Dorf bei Wegscheid.
[29] Krenner.
[30] Rott.
[31] Ranariedl.
[32] Das Verzeichnis B handelt von Porzellanerde und wird später veröffentlicht werden.
[33] C. W. Gümbel (Geognostische Beschreibung des Königreichs Bayern II. Abt. Gotha 1868, S. 600) gibt über die Entstehung der Graphitgräberei folgendes an: „Es ist auffallend, daß in dieser Gegend der Tradition nach nicht bei Pfaffenreuth und Leitzersberg zuerst Graphit gewonnen, sondern daß derselbe zuerst zu Neppling, Hundsrück und Leopoldsdorf, wo sich allerdings uralte Halden zeigen, gegraben worden sein soll. Die Sage berichtet, daß sich die Graphitgräberei von 3—400 Jahren her datire, und daß die Gruben im sogenannten Grubhölzchen bei Leitzersberg, das mit einer Menge alter Halden erfüllt ist, älter seien, als der Markt Obern- oder Hafnerzell. Die Gruben bei Pfaffenreuth wurden erst um 1730, jene von Germannsdorf 1750—1760, jene von Hastorf 1780 und die bei Haar erst 1791 eröffnet. [Vgl. dazu Karl Müller „Die Natur" 1872, S. 95 und Stohmann in: Muspratt, Encycl. Handbuch der Techn. Chemie" 1893, IV., S. 1552]. — Im Zusammenhalt mit der Thatsache, daß viele der in den sogenannten Hünengräbern eingestellten rohen, ungebrannten Gefäße, wie ich sie in dem benachbarten, fränkischen Bezirke häufig bei veranstalteten Gräberöffnungen aufzufinden Gelegenheit hatte, theilweise aus mit Graphit gemengten Thon bestehen, theils wenigstens mit Graphit bestrichen sind und daß selbst größere Brocken ungeformten Graphits, der dem Äußeren nach sehr gut mit dem Passauischen übereinstimmt, in solchen Hünengräbern angetroffen wurden, möchte der Graphitgräberei bei Passau ein sehr hohes Alter zuzusprechen sein, das sich bis in die vorhistorische Zeit verliert".
[34] Noch 1804 wurde die Ausfuhr der Haarer Erde in der Voraussetzung, daß diese schwarze Tiegelerde sei, von der Regierung in Salzburg nicht gestattet. (S. a. S. 50, 68 u. 73).
[35] d. i. des „Flinzes".
[36] Schmitz bringt über das Graphitgebiet a. a. O. folgende Angaben: „Das Grubenfeld, welches die Porcellainerde und den Graphit beherbergt, erstreckt sich zwischen der steilen Schlucht der Erlau und dem gähen Ansteigen des linken Tanaufers, zwei Stunden von

West in Ost, und von der nördlichen Verflächung jenes, an die Donau sich lehnenden Granitgebirges, bis an die, um Pfaffenreith befindlichen, hohen Gebirgskuppen zwei Stunden nach einer Richtung aus Süd in Nord". (S. 53). — „Die vorzüglichsten Graphitgruben befinden sich bei Germansdorf, Leizesberg, Pfaffenreith und Haar. Außer diesen Gruben trifft man noch Anstände von Graphit bei den Ortschaften: Kropfmühle, Oedhof, Haarsdorf, Scheibing und Nebling. Im Ganzen finden sich einige dreißig Gruben vor, von welchen jedoch viele verlassen worden sind. Die Graphitgruben bei Leitzesberg, Germannsdorf und Pfaffenreith betrugen im Jahre 1807 23 an der Zahl und eroberten 765 Truchen. Bei Haarsdorf, Haar und Löwenmühle standen 3 Eisentachergruben im Betriebe". (S. 65).

[37] Nach Schmitz (Kunst und Gewerbeblatt 1826, S. 251) lebt seit mehr als 200 Jahren die geheime Kunst des Rutengehens unter den grubenbauarbeitenden Landleuten. — Der sog. „Rütler" schneidet zu gewissen heiligen Zeiten kurze Haselruten ab, deren zwei an den Spitzen zusammengebunden werden. Er faßt nun die Enden so, daß er das eine zwischen zwei Finger der einen Hand gegen den Ballen, das andere frei gegen den Ballen der andern, festhält. Bei dem Begehen des Terrains schlägt die Rute dort nieder, wo bauwürdige Mittel zu hoffen sind. (K. u. GBl. 1833, S. 250).

[38] „Vor dem ingeniösen Gräber Joachim Donabauer (s. a. S. 48 und Anm. 53) kannte man keine andere Art der Förderung als Kübel und Seil; die 5' langen und 4' breiten Schächte konnte man wegen des Zudringens der Wässer nie tiefer als 14 Klafter niederbringen. Die Wässer drängten die Arbeiter so sehr, daß die Bauern bis 60 Mann zum Schöpfen zusammentraten und sich zu ganzen Dorfschaften auf Tag und Nacht ablösten. Donabauer, ohne alle mechanische und bergmännische Kenntnisse, ersann u. a. ein Paternosterwerk, wodurch das Wasser leichter bewältigt werden konnte; legte Pumpwerke an; dachte einen Pferdegöbel (Roßzug) aus und geriet endlich auf die Idee, mittels Wasser-Stollen („Schläuche") das Wasser von den Schächten abzuleiten. Diese Erfindung ist es, welcher der Graphit und Porzellanerden-Bergbau seinen Fortbestand verdankt. Donabauer erlebte die Freude, daß durch seine Erfindungen die Graphitförderung mit denselben Knappen und auf denselben Gruben von 100 Truchen auf 900 Truchen (13 500 Ztr.) jährlich erhöht werden konnte. Der Akademiker Gehlen machte 1811 auf die Verdienste Donabauers aufmerksam und gab Veranlassung, daß der damals noch lebende Veteran durch die goldene Medaille von der Regierung geehrt wurde (nach Schmitz: K. u. GBl. 1833, S. 243/244).

[39] vgl. S. 70. — Über den Eid der Schätzmänner s. Anm. 93.

[40] 1 Truche (Truhe) = 12—16 Zentner, vgl. Anm. 54).

[41] dazu noch 40 Fuhren ganz schlechte Erde, s. Anm. 44.

[42] Schätzung unterblieb; s. Anm. 49.

[43] dazu noch 30—40 Truchen bereits weggeführter Erde; s. Anm. 50.

[44] Schätzleute: Georg Hagn, Franz Adam, Michael Adam. Der Kommissär Hofrat v. Freyschlag bemerkt in seinem Bericht vom 3. Mai 1796, daß bei Johann Mayr zu Pfaffenreut noch 40 Fuhren Erden gefunden wurden, die aber von so schlechter Beschaffenheit war, daß nicht einmal die Anzahl der Fuhren in dem Verzeichnis angemerkt zu werden verdiente. Philipp Krenner beschwerte sich, da ihm die vorjährige Erde auf 14 fl. geschätzt worden sei. Nach v. Freyschlag war bei ihm aber im vorjährigen Verzeichnis keine Erde eingetragen.

[45] 1 bayr. Maß = 1,069 l.

[46] bei Germannsdorf.
[47] Edhof bei Witzmannsberg.
[48] Schätzleute wie 1796! Kommissär: hochfürstl. Hofrat Adam Erthl. Nach dessen Bericht vom 5. Juni 1797 wurde die Erde unter 13 fl. „keiner besonderen Schäzung unterworfen . . ., weil sie zur Verfertigung der Schmelztiegel unbrauchbar und nur zur Bearbeitung des gemeinen Hafnergeschiers verwendet wird".
[49] Weil die Hafner die Erde bis auf 20 Truhen aufgekauft und z. T. schon verbraucht hatten. Das Verzeichnis des Pflegers Ignatz Schöller vom 29. April 1798 gibt an:

Anzahl der Truchen	gute	mittelmäßige
Pfaffenreuth		
Georg Rott	24	—
Johann Mayer	30	—
Franz Irlbauer	20	—
Maria Krennerin	20	—
Germerstorf		
Michael und Georg Sumer	40	—
Johann Wandl	8	—
Leizesberg		
Magdalena Kronawitterin	30	—
Joachim Donabauer	7	—
Anton Fürst	15	—
	194	

[50] Schätzleute: Joseph Adam, Georg Hagn, Michael Adam. — Nach dem Bericht des Kommissärs Hofrat Geiger vom 27. Mai 1799 waren es zwar 168 gute Truhen mehr als im vorigen (Schätzungs-) jahr (also i. J. 1797), diese letztere Erde ist aber „an sogenanntem Flinz und Konsistenz besser erachtet worden". — Die Hafnermeister Kapeller und Stallmayr hatten sich schon vorher 30 bis 40 Truhen zuführen lassen.
[51] 1799 das erstemal untersucht und geschätzt, weil der Hafner von Hals viele Truhen aufgekauft und nach Regensburg verhandelt hatte.
[52] Schätzleute wie 1799. Kommissar: Geh. Rat Heinrich Christoph v. Jäger. — Georg Sommer und Simon Öller zu Germanstorf und Anton Mayr und Philipp Krenner zu Leizesberg baten am 30. März 1800 von der Tachelbeschau und den Verkaufssätzen für dieses Jahr verschont zu werden. Das Gesuch wurde nicht genehmigt.
[53] Joachim Donaubauer (auch Donabauer), geboren 1735, fing schon mit 13 Jahren an, die Bergbauten zu befahren und machte sich später um deren Verbesserung sehr verdient (s. Anm. 38).
[54] Im Jahre 1726 wurde die Truhe mit 10 bis 11 fl., auch „baldt höcher und baldt münder" bezahlt. Im Jahre 1770 kam „die Ladung Schmelz-Tiegel-Erden vor 2 Pferd auf 18 fl.", „die schwarze Tachen-Erde auf 6 bis 8 fl. zu stehen". Eine solche Ladung hat der Truhe entsprochen. Der Name rührt von der truhenförmigen Gestalt der Kastenwägen her, die noch heute in Benutzung sind.
[55] Für die Zeit von 1807 bis 1836 finden sich bei Schmitz (Die Tonwaren etc. S. 65) folgende Angaben: „Die Graphitgruben bei Leitzersberg, Germansdorf und Pfaffenreith betrugen im Jahre 1807 23 an der Zahl und eroberten 765 Truchen. Bei Haarsdorf, Haar und Löwenmühle standen 3 Eisentachergruben im Betriebe. Eine Truche ordinärer Graphit (Eisentacher) galt damals 9 bis 14 fl. . . . Von 18⁹/₁₀ bis 18¹⁸/₁₉ wurden auf 33 Gruben 41 526 Zentner oder

jährlich 4152 Zentner Graphit im Werthe zu 3460 fl. gewonnen. 1825 wurden auf 17 Gruben 352 Truchen gewonnen. Gegenwärtig [1835] werden jährlich im Durchschnitte 1000 Doppelfuhren Graphit gefördert."

[56] „Nach abwechselnden Lehmschichten trifft man bei 3 Lachter Teufe das Lager des reinsten, schwärzlichen Thons von mehreren Lachtern Mächtigkeit, dessen sich die Schmelztiegelfabrike in Obernzell als Material zum Zusatz zu dem Graphite bedienet. Man trift in diesem Ton häufig Schwefelkiese und Spuren von bituminösem Holze und von Braunkohlen . . . Der Ton steht hier gewöhnlich 3 Lachter mächtig . . . Das Hafnerhandwerk in Obernzell ist im Besitze des Landungsplatzes bei Schildorf an der Donau, wohin die Bauern den Thon liefern und woher derselbe den Namen Schildorfer Ton erhielt. Die jährliche Förderung beträgt über 16 000 Zentner, aus welchem Quantum die Schmelztiegelfabrike und die Schwarzhafnermeister in Obernzell, die Hafner in Karsten und Aschau (Oberösterreich) und die Bleistiftfabriken in Regensburg und Nürnberg ihr Material beziehen". (Schmitz, Kunst und Gewerbeblatt 1833, S. 19 u. 20).

[57] So z. B. im Jahre 1787 „als die österreichische Regierung den Zentner Schildorfer Ton mit 4 kr. Ausgangszoll belgte". (Schmitz a. a. O. S. 20).

[58] vgl. S. 60.

[59] Auch von dem Glockengießer zu Linz erwartete man Nachricht über die Brauchbarkeit derartiger Schmelztiegel.

[60] Die fürstbischöfliche Regierung in Passau hatte ihrerseits die Zuländung verboten.

[61] s. Anm. 57.

[62] Die Erde stammte aus dem sog. „Tahenberg" oder „Teglberg" im Grubweg, östlich der Staatsstraße gelegen, der nördlich der „Froschbauernsölden" aufsteigt und gegen Norden zu in die „Leimgruben" abfällt, die sich bis zum „Burgholz" erstrecken. Tahenberg und Leimgruben setzen sich aus unterpliozänen Tonen und Sanden zusammen; in den obersten Schichten geht der Ton in Lehm über und ist z. T. von Schotter durchsetzt. Die Mächtigkeit der Pliozänschichten erreicht an dieser Stelle 20 m und mehr. Sie führen hier häufig Braunkohlenflöze, die in schwarze Kohlenketten („Taher") eingebettet liegen und regelmäßig von reinem weißen Ton oder Glashafenton begleitet sind. Der Taher liefert sehr gesuchte Töpferware und ebenso vorzügliches Zieglgut von sehr hohem Segerkegel. Der weiße Glashafenton ist feuerfest. (Diese Angaben, welche die verwirrend wirkenden, wechselnden Benennungen in den Akten bestens aufklären, verdanke ich der freundlichen Mitteilung des Herrn Dompredigers Stadler in Passau).

[63] Der erste Erbgerechtigkeitsbrief war bei einer Feuersbrunst in der Ilzstadt zugrunde gegangen.

[64] 1669 wird schon die „Hafnertachastampf" erwähnt. Nach einem 1644 ergangenen marktgerichtlichen Vergleich mußten das Schwarzhafnerhandwerk, die zwei Müller, dann Joachim Grammerstetter für seinen Lohstampf und der Hammerschmied für die Instandsetzung des vom Gries oder „Haselburtzbach" (Haselwurzbach) abzweigenden Wassergrabens je einen Teil zahlen. — 1733 war der Tachenstampf des verstorbenen „Schmelztöglmachers Joachimb Reichl" im Besitze des Lorenz Kapeller. — Im Jahre 1799 verkaufte die verwittibte bürgerliche Schmelztiegelmeisterin Theresia Simettin in Obernzell u. a. das sog. bürgerliche Stampfhäusel samt Tachenstampf an Augustin

Kapeller und Franz Xaver Stallmayer; 1805 wurde letzterer Alleinbesitzer. Der Schwarzhafnermeister Joachim Liebl pachtete i. J. 1800 von dem Conductor Johann August Stahrenberger, Gastgeber zu Obernzell, dessen Lohestampf um ihn zum Tachenstampfen zu verwenden. Im gleichen Jahre führt der Pfleger Schöller unter anderen Gründen für die Beibehaltung der Tachelbeschau auch an, daß die Abschätzung zum Besten des Gemeinstampfes höchst notwendig wäre, weil zu selbem sonst keine Erde mehr erkauft werden könnte. — 1808 bestanden in Obernzell 3 Pochwerke (Schmitz Thonwaaren u. Glasfabr. S. 67). — 1826 besaß die Hafnerlade zu O. an Realitäten: „Ein Stampf im aproximativen Werthe zu 300 fl.“ Der Stampf war für ein schuldiges Kapital zu 750 fl. verpfändet. Wer Erde stampfen ließ, mußte bezahlen und von dem Gesamterlöse wurden dann jährlich die Interessen zu 30 fl. getilgt.“

65 Eine i. J. 1771 untersuchte und als unbrauchbar begutachtete Erde ergab dabei von jedem Metzen wenigstens 6 Pfund Steine und Sand; als Ursache wurde angegeben, „daß diese Erde zu sandig gegraben und zu viel Kott hierunter gemischet worden seye“. Kot = Humus, Erde).

66 Xaver Stallmayer, der nach dem Bericht Mayers v. J. 1819 später auch eine Handschlämme errichtete und sich im Correspondenten von und für Deutschland für den Raffinateur ausgab.

67 Joseph Kaufmann.

68 Bei den durch die Regierung i. J. 1819 angeordneten Erhebungen über den Zustand der Fabriken gab Franz Xaver Stallmair seinerseits als Hindernis des Aufblühens seines Betriebes „das von dem Fabrikanten Maier nachgesuchte Monopol wegen einer Schmelztiegelraffinerie“ an.

69 Bei der probeweisen Verarbeitung der Galleutner'schen Erde i. J. 1771 erhielten die 3 Hafnergesellen, „welche diese Tachen abgetretten: oder gegärbet haben“ 33 Kr. und 4 Maß Bier, während die anderen „erforderlich gewesten Personen“ (Hafnermeister u. a.) 4½ Maß Wein vertilgten.

70 Schmitz führt i. J. 1836 (a. a. O. S. 142) als neuere Verbesserungen der Fabrikation an: „Die Reinigung des Schildorfer Thones durch Pochen, Sieben und Schlemmen, die Einführung der Preßmaschine für kleinere Tiegel, die bevorstehende Erbauung der Thonschneide-Maschine“. (Nach dem Muster der bei der Königlichen Porzellain-Manufaktur in Nymphenburg aufgestellten Maschinen-Vorrichtung dieser Art“. S. 5).

71 Mit Hilfe einer Spindelpresse wird die Masse durch einen kegelförmigen Kern in Fäßchen aus Eichenholz gepreßt, die ohne Boden und Deckel — der Höhe nach geteilt und mit Scharnieren und Schließen versehen sind. Das Ankleben der Masse wird durch ein Futter von Leder oder Filz verhindert (nach K. u. Gbl. 1830, S. 251/254).

72 Regierungsblatt Nr. 13 v. 10. März 1855. (K. u. Gbl. 1855, S. 190).

73 K. u. Gbl. 1830, S. 251 ff.

73a Alex. Erhard a. a. O. 1899, 118.

74 Die beiden Urkunden sind im Besitze der Firma „Vereinigte Schmelztiegelfabriken und Graphitwerke Joseph Kaufmann, Georg Saxinger jr. u. Co., Obernzell“.

75 Ebenso wurde auch dem Capeller genehmigt, das väterliche Zeichen fortzuführen (23. Mai 1760).

76 Die Meister wollten auch den Capeller und die Stallmayr vom Handwerk ausschließen.

[77] Da festgestellt wurde, daß „Augustin Capeller die Tachen vertheuer und sogahr mit Kaisergelt bezalle, hiedurch aber verhindere, daß minder bemittlete Hafner die Tachen erkaufen können“, wurde ihm aufgetragen, diesen Unfug zu unterlassen.

[78] 1835: „Philip Stallmayers sel. Wittwe u. Sohn“ (Xaver Stallmayer); „Josef Kaufmann“ und „Lorenz Kapeller u. Sohn“ (Max Mayer).

[79] J. wird auch 1537 und 1539 erwähnt.

[80] Bei einem Streit der Passauer Hafner gegen die Hafner in der Zell erging am 17. Juni 1613 ein vorläufiger Hofratsentscheid: es soll mit verkauffung des Tahens beym althen, wie auch die alhiesige Hafner bey besuchung der märckht gelassen werden“. — Daß die Obernzeller Hafnermeister schon vor 1524 im Besitze weitgehender Freiheiten waren. beweist das oben veröffentlichte Privilegium Freyschöffens. Die von Alfred Walcher von Molthein aufgefundene „Hafnerordnung“ vom J. 1530 (K. u. K. 10, 396 ff.) bezieht sich, wie der Wortlaut schon ergibt, auf die Hafner g e s e l l e n, ist also nur die Ergänzung einer früheren Hafnerordnung.

[81] 1. Mai 1613? (vgl. Anm. 82). — Die fragliche Ordnung wird im Hofratsprotokoll nicht erwähnt; dagegen findet sich gelegentlich des Streites der Passauer gegen die Obernzeller Hafner am 17. Juni 1613 folgender Beschluß: „. . bis zur völligen erörtterung soll es mit verkaufung deß Tahens beym alten, wie auch die alhiesige Hafner bey besuechung der märckht gelassen werden“.

[82] Sicher handelt es sich nur um eine minderwertige, hellere Sorte von roher Schmelztiegelerde (s. S. 51: Dichter Graphit). Die Urschrift scheint verloren gegangen zu sein. In Obernzell selbst ist nach einer frdl. brieflichen Mitteilung des Herrn Prokuristen Thurnwalder von der Urkunde nichts mehr bekannt. Auch zwei frühere Veröffentlichungen, die z. T. die gleichen Sätze der Ordnung bringen und offenbar auf eine andere Vorlage fußen, weichen hier wieder auch untereinander ab: die eine („Erneuerungs- und Bestättigungsbrief der Handwerkrechte u. Freiheiten de dato Passau 1ten May 1613“) bringt „die ungebochte Eisentachen“ (Geschichtliche Notiz über die Schmelztiegelfabrikation in Obernzell“ . . . Von einem Vereins-Mitgliede“ — wohl Max Mayer — Kunst u. Gewerbeblatt 1826, S. 447/8), die andere „die ausgebrachten Eisentacher“ (Erhard a. a. O. 1899, S. 116). — Nachträglich fand ich noch folgende zwei einschlägige Angaben im „Hoff-Raths-Büchl“ v. J. 1540: „Ain handwerk der Hafner in der obern Zell. Dem Richter daselbs zeschreiben: sich bei den supplicanten zu erkundigen, von wem die beclagten solhe liecht tahen erkhaufen. Der gleichen bevelch gein Anger und Ilz an den Richter daselbs zegeben.“ — „Ain handwerch der Haffner. Soll inen ain freiheit aufgricht werden, alß das niemandt solh liecht tahen als die Zechbrobst, von wegen beförderung der Ehre gottes, kaufen solle“.

[83] nâu = stromabwärts.

[84] Das Verbot bestand bis zum Jahre 1805. — Daß eine Ausfuhr vor 1613, wenn auch nur in kleineren Mengen, stattgefunden hat, beweist die Vermautung von Eisentahen i. J. 1571 zu Straubing (im Wert von 12 fl.) durch die „Schefmänner“ (Schiffer) Georg Taller, Kunz Röckhl und Wolfgang Hueber von Passau und Niclas Haibeckh von Straubing.

[85] vgl. Chr. Schmitz: „Beiträge zur technischen Geschichte und Statistik des Königlichen Landgerichtes Wegscheid im Unterdonaukreise“. (K. u. Gbl. 1826, S. 255).

[86] Die Mautrechnungen von Neustadt verzeichnen: u. a. 1572 „Ofenfarb“ und „Eisenfarb“; 1583 „Eisendachel“ und „Eisenfarb“; ebenso 1590 und 1600 wiederholt „Eisenfarb“ und „Hafnerfarb“. — Nach Mayer waren die schwarzen Erdarten von Harstorf (Hastorf) und Haar sowohl als auch der sog. „Scherbentachet“, d. i. das Produkt unbrauchbar gewordener und wieder gepochter Schmelztiegel, unter dem Namen „Ofenfarbe“ von jeher Gegenstand des Handels und der Ausfuhr (s. a. S. 51 u. 73).

[87] kostspieligen.

[88] Auch i. J. 1766 klagte Carl Bischof zu Obernzell gegen Mathias und Joseph Jell wegen der „schädlich und schlecht gelieferten Schmölztieglwaare“.

[89] s. S. 48.

[90] Schon „1756 regulierte der Fürstbischof den Preis der Tiegelerde pr. Truche (á 10—14 Ztr.) von 30 fl. auf 20 fl. herunter“ (Chr. Schmitz K. u. Gbl. 1826, S. 251).

[91] Die Schätzung der im Winter 1768/69 gegrabenen Schmelztiegelerde wurde im Juni 1769 unter Führung von Hofrat Jäger vorgenommen, die Schätzung am 22. Juni 1769 vom Hofrat ratifiziert; ebenso jene von 1769/70 am 25. Juni 1770 und jene von 1771/72 am 22. Nov. 1772. — 1770 stellte Jäger in seinem Bericht ausdrücklich fest, „daß weder wieder die Schätzleuthe noch wieder die diesfallige Schätzungen von denen Parthenen etwas eingewendet worden seye“.

[92] Am 22. Dez. 1770 erfolgte der Beschluß, daß auch „die gemain Hafner in anbetracht ihres ebenmäßigen Gebrauchs der Schmölztiegelerde und ihrer Einlage ebenfalls die Helfte der leztin erloffenen Schätzungs-Comissions-Unköften beyzutragen verhalten werden sollen“. — Im Jahre 1796 sah sich die Regierung veranlaßt, der Kommission die Weisung mitzugeben, „daß die unnötige Unköften auf die große Fressereyen der Hafner abermahl wie im leztverflossenen Jahr vermieden werden“.

[93] Die „Eides-Formel für einen neu aufzustellenden Schätzmann“ lautete: „Ich N: N: schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich anheut in dem mir bevorstehenden Geschäft der Tacheluntersuchung die Pflicht eines ehrlichen Manns allerdings zu erfüllen, sofort gedachte Tachel-Erde nach meinem besten Wissen und Gewissen zu schätzen und den Preiß nach ihren wahren Werth, Niemand zu lieb und Niemand zu leid, aus schuldiger Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, nach Möglichkeit zu bestimmen trachten werde, so wahr mir Gott helfe und alle seine liebe Heilige. Amen“. — Die Schätzmänner, die das „Juramentum“ schon früher abgelegt hatten, wurden „nach vorgemachter Eydes-Erinnerung gewöhnlich(er)maßen in das Handglibt genohmen“.

[94] s. S. 71.

[95] Die Porzellanerde soll auf dem Gut des Simon Kronawitter (oder des Simon Mayr?) in Lämmersdorf „vor alters“ entdeckt worden sein. Nach 1720 wurden in Lämmersdorf weitere Gruben eröffnet. I. J. 1752 (1753?) begann die Gräberei in Diendorf.

[96] wegen Verschlechterung der Oberfläche.

[97] Die Entrichtung des Zehnten von Mineralien ein Akt der reinen Willkür.

[98] den Ansiedlern die Erde nur zu Bebauungszwecken und soweit es in dem Wirtschaftsgebiet üblich ist, überlassen wird.

[99] Besonders vor einer u. U. nötig werdenden „kostbaren Rechtsführung“, weil die Publizisten selbst noch nicht einig seien, „ob die regalia minora worunter dergleichen Erde, wovon die Frage ist, zu

zählen, von jener Eigenschaft sind, daß sich diese ein Landesfürst vel in totu, vel in porta zueignen kan". Ferner wurde darauf verwiesen, daß auf die Erde einiger Ränariedler Untertanen, solange sie unter österreichischer landesherrlicher Botmäßigkeit standen, von seiten Östreich's niemals ein Anspuch erfolgte. In dem Akt: „Unmaßvorschreibliche Gedanken, daß Hochfürstlich Passauische Hauptmauthamts-Vectigale betr." wird vorgeschlagen vom Verkäufer der schwarzen Erde im Obernzeller Gericht für „die Frahn" (der Frohn, Bergzehent) oder das „Wüllengeldt" (Bewilligungsgeld) den Wert des 10. Centen (Zentners) als ein Essitogut zu fordern.

[100] Die Mautsätze bestimmten: 1609 (Burghausen) für 1 Centen Ofenfarb 3 Kr. 3 h (bisher für 1 Väßl Eisendachen 1 Kr. 1 h); 1679, 1682 und 1699 für ein Metzen oder ein Väßl Dachenfarb (Ofenfarb, Tachn, Tachet) 1 Kr.; 1763: „Eisendachen in Österreich und Bayern gegen Paß frey, an andere Orth aber von der Maß Transito 2 Pf., Essito 2 Pf."; Ofenfarb 1 Väßl Consumo 1 Kr. (dgl. Transito u. Essito): 1781: ähnlich 1763, ferner: „Reißbley in Stücken und Stangeln, von Centen 15 Kr." (Ebenso 1792). In Östreich mußte nach der Mautordnung von 1604 von einem Fuder „Eysendachen" 2 ₰ Zoll erlegt werden. „1726 zahlte Reißbley in Stucken von Centen 1 fl. 40 Kr. (Transito 9 Kr.) Reißbley fein in Stückeln und geschnitten . . . Ausländisch von Gulden werth 5 Kr. (Transito 45 Kr.), deto Inländisch . . . 3 Kr."

[101] 1821 schätzte Mayer die Ausfuhr an Graphit auf 4000 Zentner i. W. von 10 000 fl.

[102] Das Messingwerk in Rosenheim bezog i. J. 1717/18 aus der Hafnerzell (von Michael Kaufmann u. Ferdinand Adam) 370 Stück, i. J. 1718/19 872 Stück Schmelztiegel.

[103] vgl. dazu auch S. 70.

[104] Ausfuhrzoll.

[105] Durchgangszoll (1609 wurden in Burghausen für Schmelztiegel vom Guldenwert 4 Kr. erhoben, 1695 2 Kr.

[106] Wie das Hauptbeimautamt Obernzell (das Hauptmautamt war in Passau) am 10. November 1769 berichtet, wurden vom Zentner Tiegel 2 Kr., von der weißen Porzellanerde und Ofenfarb 1 Kr., von Ziegeln und Hafnergeschirr 2 ₰ Maut erhoben (a. a. O.) — 1636 betrug die „Maut" von 1 Faß Schmelztiegel 1 ß 10 ₰, 1679, 1682, 1699, 1707 und 1753 . . . 10 Kr. 1763 aber 30 Kr.; 1753 von 1 „Centen" 3 Kr., 1770 und 1792 bei einfacher Maut 2 Kr., bei doppelter Maut (s. a. Anm. 11) 4 Kr.; bei der Einfuhr — consumo — wurden vom Guldenwert 12 Kr. erhoben, bei der Durchfuhr — transito — vom Centen 3 Kr.; in Östreich 1604 vom Guldenwert 4 ₰, 1710 4 Kr., 1755 1 Kr. (Consumo). — Der Pfleger zu Obernzell erhielt von der erhobenen Maut den 4. Teil. Ursprünglich hatten die Märkte „Oberngriespach am Hochenmarchht und zu Niederngriesbach in der Zell" weitgehende Freiheiten. „Sie sollen haben alle die Rechte, die unser burger zu Passau haben: auf wasser und auf Landt; an (ohne) allein das sie geben und raichen sollen die Maut von dem Salz, das sie führent". (A. Kalcher V.d.H.V.f.N. 1865, S. 213 „Vermercht die Marckt-Recht und Ehhaft des Marckt in der Obern Zell, so ierlich in Ehaft-Thädung eröffent sollen werden": „Wir Burger aus der Zell haben auch alle das Recht als die von Passau haben, auf Wasser und auf Landt. Wir seyn auch kein Zoll, noch kain Maut, nicht schuldig".) — Nichtsdestoweniger wurden ihre Ansprüche schon am 20. Juli 1587 vom Bischof Urbano abgewiesen und „nur denen Hafnern zu Obernzell vergünstiget ihr Hafnerwerk ohne

Vermischung mit anderen Waren fernerhin mautfrei ins Östreich abführen zu derfen". Später erhob die Stadt widerrechtlich auch von „den von Obernzell aufwerts nach Regensburg verführt werdenden Schmelztiegeln, Porcellaine- und Schwarzer Dachen-Erde" eine besondere Niederlagsgebühr (für jeden Zentner 3 ₰). Die Streitigkeiten zwischen den Obernzellern und der Stadt Passau wegen der Niederlage reichten nach den Akten bis in das 18. Jahrh. hinein.

[107] Die badische Maut war z. B. um $32^{1}/_{2}$ % höher als der Wert der Ware.

[108] Auch in Ägypten entstand eine große Schmelztiegelfabrik, welche dem deutschen Handel Abbruch tat; die Fabrik gehörte dem Staate, war aber pachtweise der Privatindustrie überlassen. (K. u. G.Bl. 1834, III, 29).

[109] s. a. S. 73 u. 74.

[110] vgl. S. 79.

[111] „Von Sonnwenden oder Johannes Baptist auf Michaelis" (23. Juni bis 28. September) war neben der Maut „von verschiedenen Waaren per transito und Essito die Furfahrt, id est Niederlagsgebühr, zu entrichten." Diese Gebühr, die später in Form der „doppelten Maut" erhoben wurde, erscheint demnach als Ablösung der Niederlagspflicht, derzufolge jeder, der Wein und Salz — später auch Getreide und andere Waren — an Passau vorbeiführte, diese drei Tage lang dort feilhalten mußte. Als natürlicher Ursprung der Fürfart wird die Umladung des Salzes angegeben, das auf kleinen Salzschiffen („Hollaschen" = Hallaschen) „aus der Salza auf den yhnn", dann in größeren von Obernberg nach Passau gebracht wurde, von wo aus es in „recht großen Schiffen" stromauf- und abwärts ging. Die Salz-Niederlage war tatsächlich auch die erste, welche die Stadt an sich brachte (1336); dann kam dazu Wein (1390), Getreide (1491) u. a. (vgl. dazu auch Dr. Theodor Mayer: „Das Passauer Niederlagsrecht" Verh. d. hist. Vereins f. Niederbayern 1909, S. 102 ff.)

In zwei Aktenbündeln, welche außer den Abschriften der Passauer, sowie der Ober- und Nieder-Griesbacher Freiheiten einen umfangreichen „Unterricht von dem hochfürstlich Passauer Mautwesen Anno 1770" enthalten, wird der Versuch gemacht, das Stapelrecht auf das Diplom Otto II. (vom 22. Juli 976) zurückzuführen, da in diesem dem Bischof Piligrim nochmals ein Teil der Maut verliehen wird, nachdem schon um das Jahr 735 der bayerische Herzog Otilo dem Erzbischof (!) Vivilo zur Erbauung und Erweiterung der Domkirche die ganze Maut übertragen hatte, welche Schanknis 898 von Kaiser Arnolph bestätigt wurde. Letzteres Diplom (vom 9. September 898) wird jedoch von Dümmler und Uhlirz als Fälschung erklärt (vgl. Dr. Max Heuwieser: Die stadtrechtliche Entwicklung der Stadt Passau etc. Verh. d. h. V. f. Ndb. 1910, S. 27 u. ff.) Der von Otto II. „ob restaurationem destructae aeclesiae sancti Stephani" verliehene Zollteil war wohl der Donauzoll (die spätere „obere Maut"). Der Ilzzoll (die „böhmische" Maut, kam 1010 durch Heinrich II. an das Kloster Niedernburg, ebenso auch der Innzoll (die „untere Maut"). Beide gingen wohl 1161 (vgl. „Die Kunstdenkmäler von Niederbayern" III. Stadt Passau 1919. S. 238) wieder an den Bischof über, der später die Einkünfte des Innstadtzolls der Bürgerschaft überließ (Mayer a. a. O.)

[112] s. Anm. 109.

[113] bei er die Schmelztiegelfässer bevor sie zugeschlagen, vom Zollpersonal jedesmal visitiert werden, so daß man entweder die Colli zurücklassen oder auf die zollfreie Ein- und Durchfuhr verzichten müsse. M.

schlägt deshalb vor, dem Nebenzollamt die Begünstigung einzuräumen, Ursprungszeugnisse aufgrund produzierter Originalfakturen ausstellen zu dürfen.

[114] M. berechnet hier für Obernzell jährlich 120 Ruhetage; zum Vergleich gibt er an, daß selbst die „der Arbeit entwöhnten Spanier" nach der industria popular del Señor Conde de Campomanes 93 Ruhetage zählen.

[115] Vor dieser nahm der größte Teil der Schmelzgeschirre die Richtung über Regensburg und Magdeburg nach Hamburg, Lübeck, Stettin etc. Mayer schlägt deshalb den Bau einer Eisenbahn von Regensburg in der Richtung nach Magdeburg vor!

Geschäftsbericht

erstattet vom 2. Vorsitzer in der Jahreshauptversammlung am 17. 1. 1939.

Während ich in den Mitgliederversammlungen der letzten Jahre mit Freude von der regen Tätigkeit des Vereins und auch von bescheidenen Erfolgen zu berichten hatte, kann ich mich heute eines gewissen unbefriedigenden Gefühls nicht erwehren. Es ist nicht an dem, daß der Historische Verein in der Durchführung seiner Aufgaben erlahmte, daß er in seinem Wollen, der Volksgemeinschaft zu dienen, etwas versäumt hat. Es ist vielmehr das Bewußtsein, daß die im Verein geleistete Arbeit von der Öffentlichkeit nicht so gewürdigt und anerkannt wird, wie sie es verdient. Und es wäre für die Allgemeinheit, insonderheit aber für die Vereinsmitglieder, doch nicht allzu schwer, ihre Anteilnahme an den Bestrebungen des Vereins wenigstens durch einen regeren Besuch seiner Veranstaltungen zu bekunden und damit dem Verein einen kleinen Dank für sein Wirken zu zollen. Daran fehlt es aber. Wenn ich nun von der im Jahre 1938 geleisteten Arbeit Rechenschaft ablege, so glaube ich, im ganzen sagen zu dürfen, daß der Verein, seiner Überlieferung getreu, auch in diesem Jahre die ihm gesteckten Ziele der Verwirklichung entgegengeführt hat, so weit die zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel es immer ermöglicht haben.

Zu einem besonderen Sorgenkind hat sich im Berichtsjahr das Vortragswesen entwickelt. Bereits im Jahresbericht für das Jahr 1937 war über den schlechten Besuch der Vorträge zu klagen. Am 26. 1. 1938 sprach Dr. Ritz-München über niederbayerische Volkskunst und am 17. 2. 1938 Dr. Gröber-München über alte deutsche Zunftherrlichkeit. Sowohl die Vortragsgegenstände, wie die Namen der Redner wären immerhin geeignet gewesen, eine zahlreiche Zuhörerschaft anzulocken. Aber der Besuch der beiden Vorträge war geradezu beschämend schwach und die Eindrücke, welche die beiden Redner angesichts der leeren Bänke von der Anteilnahme der Mitglieder am Vereinsleben und von den Bildungsbedürfnissen der Allgemeinheit erhalten mußten, sind sicher nicht recht stark gewesen. Schon damals haben wir im engeren Kreise erwogen, die Vortragstätigkeit entweder ganz einzustellen oder wenigstens auf das geringste Maß zu beschränken, es aber dann trotzdem gewagt, im Winter 1938/39 nochmals mit einer Vortragsreihe vor

die Öffentlichkeit zu treten. Als den dankbarsten Gegenstand hiefür bot sich die Geschichte unserer Stadt Landshut. Der Anfang war wenig versprechend; am 15. 12. 1938 sprach Studienprofessor Geiger in einem ausgezeichneten, inhaltsreichen Vortrag über Ludwig X., Herzog von Niederbayern-Landshut. Dabei waren 27 Personen anwesend. Angesichts dieser niederdrückenden Teilnahmslosigkeit entsteht nun die Frage, ob dieses Feld der Vereinsarbeit in Zukunft überhaupt noch beackert werden soll. Es sind schwerwiegende Gründe, die dagegen sprechen. Auswärtige Redner, Gelehrte von allgemein anerkanntem wissenschaftlichen Ruf, belasten den bescheidenen Vereinshaushalt ganz erheblich. Für einheimische Redner bedeutet es angesichts ihrer beruflichen Belastung eine starke Zumutung, nach mühevollem Sammeln und Verarbeiten des Stoffes einen Vortrag womöglich mit Lichtbildern vor einer kleinen Zuhörerschaft von 25—30 Personen zu halten. Bei solcher Anerkennung muß jeder Antrieb, für die Allgemeinheit zu wirken, erstickt werden. Auch mit dem Standpunkt des Wirtes muß gerechnet werden, der seinen Saal mit Beheizung und Beleuchtung umsonst zur Verfügung stellt, eine eigene Bedienung einstellt und dann während des Abends einige Glas Bier verschenkt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der vorbereitende Schriftwechsel mit den auswärtigen Rednern eine recht zeitraubende Sache ist. Es kommt endlich noch dazu, daß dem Verein durch Werbung in der Tagespresse, Leihe des Lichtbildapparates und Entschädigung für die Kassierin Kosten entstehen, welche aus den lächerlich geringen Einnahmen durch Eintrittsgelder bei weitem nicht gedeckt werden.

Bei den Ausflügen besteht das gleiche unerfreuliche Bild. Sie finden bei den Vereinsmitgliedern kein Echo. Infolgedessen hat der Verein im Jahre 1938 auf den herkömmlichen Jahresausflug verzichtet und beteiligte sich bei dem vom Volksbildungswerk veranstalteten Ausflug, der am 29. 5. 1938 eine stattliche Zahl von Teilnehmern in die Gegend von Kelheim führte; in Eining, Weltenburg und Rohr haben Herren des Vereins die Erklärungen übernommen. Eine Studienfahrt des Arbeitsausschusses am 28. 7. 1938 in das Innviertel und den Rupertiwinkel brachte eine Fülle von Eindrücken und Anregungen und ist in jeder Beziehung gelungen verlaufen. Das Hauptziel des Ausflugs war die unserem Stethaimer zugeschriebene Kirche von Pischelsdorf. Nach eingehender Besichtigung des Innenraums und Würdigung der baulichen Einzelheiten neigte sich die Mehrzahl der Teilnehmer zu der Ansicht, daß Pischelsdorf nicht als Werk Stethaimers zu betrachten ist. Die geringe Höhenentwicklung sowie die massigen Gewölberippen und ihre geradezu unbeholfene Führung haben mit den bekannten Stethaimerbauten nichts gemein.

Sogar bei den Führungen durch unser Kreis- und Stadtmuseum, die vor vier Jahren mit so großen Hoffnungen und man darf wohl sagen mit Erfolg begonnen wurden, ist ein weiterer Rückgang der Besucherzahl zu verzeichnen. In 18 Führungen wurden 500 Personen geführt. Das ist angesichts der anerkannten Bedeutung unseres Museums und bei der Einwohnerzahl der Stadt zu wenig.

Einen Lichtblick in der Tätigkeit des Vereins bildete die Ausstellung Alt-Landshut, der ein erfreulicher Erfolg beschieden war. Oberlehrer Mayer und Hauptlehrer Weinzierl hatten aus den Beständen des Vereins und des Stadtbauamts eine reichhaltige Schau von Ölgemälden, Tusch- und Bleistiftzeichnungen, Stichen, Aquarellen und Lichtbildern aufgebaut; sie wurde an drei Herbstsonntagen von 1500 Personen besucht und hat die regste Anteilnahme der alten und jungen Landshuter erweckt.

Diese äußere Tätigkeit wird durch die Arbeit des Vereins im Innern ergänzt und getragen. Das vergangene Jahr brachte davon ein reichliches Maß. Alter Überlieferung gemäß gilt der Historische Verein immer noch als Auskunftsstelle in allen Fragen, welche die Geschichte Niederbayerns betreffen; daran hat sich nichts geändert. Die Zahl der Anfragen, die meist zur Zufriedenheit der Fragesteller beantwortet werden konnten, war recht ansehnlich. Unter reger Mitarbeit der Herren Pfleger ist der schöne Residenzführer entstanden, der auf Veranlassung der Krongutverwaltung im Herbst erschienen ist. Der Verein schuldet dem Verfasser, Herrn Dr. Hans Thoma, für die eingehende und liebevolle Würdigung des Kreis- und Stadtmuseums aufrichtigen Dank. Im Laufe des Sommers wurde die bisher in der Turnhalle der Martinsschule untergebrachte Bücherei der ehemaligen Kreis-, Muster- und Modellsammlung in die Residenz verbracht und dem Historischen Verein zur Betreuung übergeben. Sie fand Aufstellung in einem Nebenraum des italienischen Baus. Eine kleine Zahl von Werken besonders kunstgeschichtlichen Inhalts wurde der Bücherei des Vereins angeschlossen. Voll Anerkennung und Dankbarkeit sei an dieser Stelle der Männer gedacht, welche einst unter ganz erheblichen Opfern diese schöne Bücherei gesammelt haben. Mit der mühsamen und zeitraubenden Neuerstellung eines Verzeichnisses der Karten und Pläne sowie der Handschriften wurde begonnen; sie schreitet aber wegen der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Unterlagen und wegen zu starker Belastung des Bearbeiters nur langsam fort. Oberlehrer Mayer hat die Inventarisierung der graphischen Abteilung in Angriff genommen. Leider hat sich für die Anlage eines historisch-topographischen Lexikons des Kreises Niederbayern noch keine Persönlichkeit gefunden. Und gerade dieses Verzeichnis, das in Form einer Kartei die Literaturangaben

über jeden niederbayerischen Ort enthalten soll, wäre von besonderer Wichtigkeit und Vordringlichkeit, um allen denen, die sich mit Ortsgeschichte und Heimatkunde befassen, auch die neuesten Quellen des Schrifttums zu erschließen. Es ist wohl ein altes, von dem fleißigen Kalcher begonnenes Verzeichnis vorhanden. Die Einträge reichen aber nur bis in die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Ein weiteres von Hauptlehrer Weinzierl im Druck herausgegebenes Verzeichnis enthält nur die Schulorte des Kreises; welch schönes Arbeitsfeld böte sich hier für einen geschichtlich beflissenen Ruheständler!

Die Bücherei, von jeher der Stolz des Vereins, hat durch Ankauf neuer Werke aus allen Gebieten der historischen Wissenschaft eine beträchtliche Ergänzung und Erweiterung erfahren. Leider ist die Zahl der Benützer sehr klein; es hat den Anschein, als ob das Bestehen unserer Bücherei in weiteren Kreisen überhaupt unbekannt ist. Es sei daher darauf hingewiesen, daß die Bücherei als gemeinnützige Einrichtung jedem Volksgenossen, also auch Nichtmitgliedern zur Verfügung steht. Die Zahl der Historischen Vereine und wissenschaftlichen Körperschaften, mit denen der Historische Verein seine „Verhandlungen" austauscht, ist nunmehr auf 121 gestiegen.

Die wirtschaftliche Lage des Vereins ist, dank der auf allen Gebieten durchgeführten Sparsamkeit günstig. Sie hat es ermöglicht, aus einem Nachlaß drei künstlerisch hochwertige Bilder des Hofmalers Edlinger zu erwerben. Es sind dies die Porträte des Karl Sebastian Edlen von Hellersberg und seiner Eltern. Karl Sebastian Edler von Hellersberg, geboren 14. 9. 1772 in Burghausen, als Sohn des Regierungssekretärs Karl Anton von Hellersberg und seiner Frau Ulrike, war bereits 1797—1799 Professor der Rechte an der Universität Ingolstadt gewesen. Nach einer kurzen Dienstzeit als Landesdirektionsrat in München wurde er 1804 wieder als Professor an die Universität Landshut berufen, wo er bereits am 5. 7. 1808 seinen Hörern, bei denen er im höchsten Ansehen gestanden war, durch einen frühen Tod entrissen wurde. Hellersberg war verheiratet mit Franziska Rottmanner, der Tochter des Gutsbesitzers Rottmanner von Ast bei Landshut. Die „Hellersberg"-Bilder gereichen unserem Kreis- und Stadtmuseum zur besonderen Zier.

Im ganzen ergibt sich das wenig erfreuliche Bild, daß die bescheidenen Erfolge, welche der Verein nach außen erzielt hat, in keinem Verhältnis zu der geleisteten Arbeit stehen und es verlohnt sich einmal der Mühe, den Gründen dieser Tatsache nachzugehen und die Lage, in der sich der Verein heute befindet, einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Peinlich tritt zunächst der Rückgang der Mitgliederzahl in die Erscheinung. Langsam aber ständig fressen sich Lücken in das Mitgliederverzeichnis ein, die durch die spärlichen Neuanmeldungen nicht gefüllt werden können. Der Mitgliederschwund ist aus dem Geiste unserer Zeit ohne weiteres erklärlich. Ein Geschlecht, das selbst Geschichte macht, zeigt selbstverständlich wenig Neigung, sich mit der Geschichte vergangener Zeiten zu beschäftigen. Die wuchtigen Ereignisse der Gegenwart übertönen zu mächtig die Begebenheiten der Vergangenheit. Das muß folgerichtig zu einem Schwinden des geschichtlichen Sinnes und zu einem Mangel der Erkenntnis führen, daß ohne Wissen von der Vergangenheit die geschichtliche Entwicklung unverständlich bleibt. Aus dem gleichen Grunde wird auch der Kreis derjenigen, welche am Vereinsleben tätigen Anteil nehmen, immer geringer. Während früher ein reiches Angebot von Aufsätzen für die „Verhandlungen" eine Auswahl gestattete, ist es heute eine Seltenheit, wenn Abhandlungen für die Vereinszeitschrift zur Verfügung gestellt werden. Dieses mangelnde Angebot hat wiederholt dazu geführt, Doktordissertationen verschiedensten Inhalts zum Abdruck zu bringen, die dem heimatkundlichen Charakter der Vereinszeitschrift grundsätzlich widersprechen. Die katholische Geistlichkeit, jahrzehntelang in den Reihen der Mitarbeiter vertreten, stellt heute die Ergebnisse ihrer geschichtlichen Forschungen nur noch den Diözesangeschichtsvereinen zur Verfügung. Aber auch im inneren Vereinsleben macht sich der Mangel an Mitarbeitern peinlich fühlbar. Die Arbeit im Verein ruht fast ganz auf den Schultern der älteren Generation. Der Nachwuchs fehlt. Die Jugend hat sich anderen Zielen zugewendet und wandert von der wissenschaftlichen Beschäftigung ab. Bedauerlich bleibt besonders, daß in einer Stadt mit so reicher geschichtlicher Vergangenheit das bodenständige Bürgertum nicht mehr Anteilnahme an der Geschichte der Heimat zeigt. Sollte das ein Anzeichen dafür sein, daß die Liebe zur Heimat, mit der wir durch tausend Fäden verbunden sind und mit allen Fasern unseres Herzens verbunden sein sollen, im Erlöschen begriffen ist? Das wäre ein kultureller Rückschritt von unabsehbarer Tragweite!

Aber all' diese betrüblichen Erscheinungen werden den Historischen Verein nicht an seiner ideellen Aufgabe untreu werden lassen. Nach wie vor wird er bestrebt sein, das Alte zu erforschen, um am Bau des Neuen tätigen Anteil nehmen zu können.

Baumann.

Neuzugänge zu der Bücherei
im Jahre 1938.

Lamb Karl, Die Wies. Das Meisterwerk von Dominikus Zimmermann, 1937. Nr. 2155.

Geisler Karl, Geschichte des kgl. bayer. 16. Infanterie-Regiments, 1898. Nr. 3800.

Conti Dr. Egon Cäsar, Leopold I. von Belgien, 1922. Nr. 3090.

Nadler Dr. Josef und Srbik Dr. Heinrich v., Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum, 1936. Nr. 385.

Aberg Nils, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, 1918. Nr. 2144.

Aberg Nils, Die Goten und Langobarden in Italien. 1923. Nr. 2119.

Aberg Nils, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. 1922. Nr. 3452.

Lonyay Dr. Karl Graf, Ich will Rechenschaft ablegen! Die unbewußte Selbstbiographie des Generals Benedek. 1937. Nr. 427.

Gröber Karl, Alte deutsche Zunftherrlichkeit. 1936. Nr. 1116.

Riedner Dr. Wilhelm, Geschichte des Corps Palatia, Landshut-München, 1813—1913. 1913. Nr. 387.

Steinberger Hans, Die Kirchen des Prientales. Geschichtliche und architektonische Schilderungen. 1913. Nr. 388.

Pfleiderer Dr. Albert, Das kulturgeographische Bild der Hallertau. 1936. Nr. 390.

Grundmann Günter, Die Baumeisterfamilie Frantz. 1937. Nr. 3435.

Heuwieser Dr. Max, Altötting und seine Wallfahrt. 1937. Nr. 2791.

Kellenberger Martin, Die Rathaussäule in Kempten. 1934. Nr. 2516.

Du Moulin-Eckart, Dr. Richard Graf, Die Suevia zu Landshut und München, 1803—1903. 1903. Nr. 421.

Gröschel Georg, Die Nazarener und ihre Beziehungen zur altdeutschen Malerei. 1937. Nr. 392.

Grosch Fedor, Hagen Eduard und Schenk Albert, Geschichte des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf und seiner Stammabteilungen. 1914. Nr. 395.

Espig Horst, Das Bauerngericht von Nürnberg. Eine Darstellung seiner Geschichte und seiner Organisation. 1937. Nr. 401.

Sittler Karl, Bischof und Bürgerschaft in der Stadt Passau vom 13. Jahrhundert bis zum Laudum Bavaricum 1535. 1937. Nr. 403.

Kussin Werner, Spätgotische Tafelmalerei in Danzig. 1937. Nr. 101.

Puchner Dr. Karl, und Stadler Dr. Joseph, Lateinische Berufsbezeichnungen in Pfarrmatrikeln. 1938. Nr. 408.

Ernst Karl, Die Stadt Forchheim 1802—1870. 1937. Nr. 81.

Döderlein, Geschichte des K. B. 8. Infanterie-Regiments Pranckh. 1805—1825. 1898. Nr. 3597.

Spamer Dr. Adolf, Deutsche Volkskunde als Lebenswissenschaft vom deutschen Volkstum. 1933. Nr. 359.

Beyerle Dr. Konrad, Die Rechtsansprüche des Hauses Wittelsbach. 1922. Nr. 3351.

Müller Carl Theodor, Das Meisterwerk. Hans Leinberger. 1937. Nr. 285.

Reindl Joseph, Sallach—Hadersbach. Ein Heimatbuch. 1937. Nr. 291.

Baumann Hans, Das Regensburger Intelligenzblatt' als Zeitung und Zeitspiegel. 1937. Nr. 224.

Schramm-Fock, Jahrbuch der deutschen Museen und Sammlungen. 1938. Nr. 389.

Silbernagl Dr. Isidor, Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert. 1901. Nr. 140.

Beck Wilhelm, Bayerns Heerwesen und Mobilmachung im 15. Jahrhundert. Nr. 2580.

Donath Adolf, Der Kunstsammler. Psychologie des Kunstsammelns. 1923. Nr. 551.

Haas Hans, Die religiösen Zeitschriften Altbayerns. 1800 bis 1850. 1937. Nr. 175.

Voigt Johannes, Deutsches Hofleben im Zeitalter der Reformation. Nr. 176.

Beyerle Dr. Konrad, Das Haus Wittelsbach und der Freistaat Bayern. 1921. Nr. 541.

Janssen Johannes, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 1897—1907. Nr. 3976.

Dehio Georg, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler.
1. Mitteldeutschland
2. Österreich (2 Bände)
3. Süddeutschland
1937. Nr. 619.

Knöpfler Alois, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1920. Nr. 334.
Spengler Oswald, Der Untergang des Abendlandes. 1919. Nr. 3879.
Kürschner Joseph, Der große Krieg 1870/71 in Zeitberichten. 1875. Nr. 3738.
Hyronimus Joseph, Bayerns goldenes Ehrenbuch, 1928. Nr. 3371.
Brittinger Anita, Die bayerische Verwaltung und das volksfromme Brauchtum im Zeitalter der Aufklärung. 1938. Nr. 2112.
Junk Viktor, Die taktwechselnden Volkstänze, deutsches oder tschechisches Kulturgut. 1938. Nr. 3761.
Sepp Dr. J. N., Der bayerische Bauernkrieg mit den Schlachten von Sendling und Aidenbach. 1884. Nr. 2225.
Krausen Dr. Edgar, Die Wirtschaftsgeschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Raitenhaslach bis zum Ausgang des Mittelalters. 1937. Nr. 1121.
Leiß Hans, Beiträge zur Entwicklung von Stadt und Markt in Niederbayern vom 10. bis 15. Jahrhundert. 1935. Nr. 3555.
Rapp Alfred, Die Habsburger. Die Tragödie eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte. 1936. Nr. 647.
Zitzelsberger Hans, Die Presse des bayerischen Partikularismus. 1937. Nr. 648.
Hornig Antonie, Wilhelm Heinrich Riehl und König Max II. von Bayern. 1938. Nr. 2818.
Mitterwieser Dr. A., Geschichte der Benediktinerabteien Rott und Attel am Inn. 1929. Nr, 1409.
Goller Fritz, Die älteren Rechtsverhältnisse am Wald und die baierische Forstordnung von 1568. 1938. Nr. 3919.
Peinkofer Max, Büchlein von der Engelburg. 1935. Nr. 371.
Bilderbücher des Germanischen Nationalmuseums. 1934. Nr. 3400.
Forrer Dr. Robert, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. 1907. Nr. 729.

Neuzugänge zu den Sammlungen

im Jahre 1938.

I. Kulturgeschichtliche Sammlungen.

2066 Uniform eines Verwaltungsbeamten (Ob.-Reg.-Rat Fruhmann).
2088 Ölgemälde, Porträt eines Mannes (Schreinermeister Alt, Landshut).
2070 Zwei holzgeschnitzte Pfeifen (Riederer, Niederaichbach).
2092 Ölgemälde, Porträt des Joseph Reichsfreiherrn von Frauenberg, Kommandeur zu Regensburg und Gangkofen des Deutsch. Herrenordens, 1756 (Bezirksamtmann Frh. v. Schleich, Achtal).
2073 Fahne der Vereinigung der ehemaligen Angehörigen des 8. bayer. Inf.-Regts. (Geschenk der Vereinigung).
2074 Seidenes Einstecktuch aus der Zeit des Krimkrieges.
2079 Eine bayerische Postillonsuniform (Reichspostdirektion Landshut).
2104 Ein bayerisches Grenzhoheitszeichen, Eisenguß mit Holzpfahl (Bürgermeister von Furth i. Wald).
2108 Ein Elfenbeinfächer (Oberstleutnant a. D. Baumann, Landshut).
2090 Ein Ölgemälde, Porträt eines Mannes (Schreinermeister Alt, Landshut).
2077 Ein gotischer Schlüssel (Dr. Costa, Landshut).
2100 Standfigur Johannes, aus der Sammlung Schuster von der Stadt erworben.
2101 Holzfigur, sitzende Madonna, aus der Sammlung Schuster von der Stadt erworben.
2102 Holzfigur, stehender Christus auf Wolkensockel, aus der Sammlung Schuster von der Stadt erworben.
2078 Eine geschnitzte Tabakdose aus Bein (Oberlehrer Wittl, Weng).
2085 Acht Hohlmaße (Aichmeister Malter, Landshut).
2087 Ein Kruzifix mit Maria, Holzschnitzerei des 18. Jahrhunderts (von der Stadt erworben).
2091 Ein Ölgemälde, Porträt des Patritius Baron de Macauly, kaiserlicher Obristwachtmeister und Kommendant der Haubtstadt Landshut, 1713. (Bezirksamtmann Frh. v. Schleich, Achtal).

2086 Eine Tabakdose aus Blei.
2095 Eine grünlasierte Schüssel, 17. Jahrhundert (Baumeister Ernst, Landshut).
2106 Ein Linzer Schal (Oberstleutnant a. D. Baumann, Landshut).
2103 Standfigur aus Holz, Hl. Sebastian um 1520 (aus der Sammlung Wolters von der Stadt erworben).
2109 Zwei geflügelte Putten, holzgeschnitzt (Oberstleutnant a. D. Baumann, Landshut).

II. Vor- und frühgeschichtliche Sammlung.

Tiefenbach, B.-A. Landshut, NO. 18, 17, Pl.Nr. 715, facettierter Steinhammer. Inv.-Nr. A 918 (neolithisch).

Landshut, Höglberg, NO. 20. 19, Pl.Nr. 2536, mondförmiges Bronzestück mit Rest eines 12 mm langen Fortsatzes. Vorderseite gewölbt, Rückseite glatt. L. 44 mm, B. 37 mm, Inv.-Nr. A 919 (Hallstadt).

Altheim, Weinleite bei Holzen, B.-A. Landshut, NO. 23. 19, Pl.-Nr. 856, bandkeramische Scherben. Inv.-Nr. A 920 (neolithisch).

Hohenegglkofen, Tal Josaphat bei Sallmannsberg, B.-A. Landshut, NO. 19. 19, Pl.-Nr. 847, länglich ovale Feuersteinspitze, am unteren Ende eine etwa 20 mm große Aussplitterung, beiderseits bearbeitet, die Schneiden zum Teil retouschiert. L. 120 mm, B. 42 mm. Geschenk des Herrn Postamtmanns Götz, Landshut-Berg. Inv.-Nr. A 921 (neolithisch).

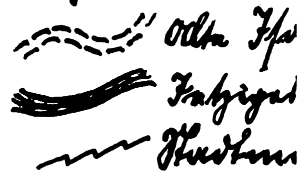
Hofendorf, Ettenkofen, B.-A. Rottenburg, NO. 29. 18, Plannummern 446, 447 und 692, eine Anzahl Münchshöfener Scherben, Silices, darunter ein Messerchen. Geschenk des Herrn Pfarrers Strohmeier-Hofendorf. Inv.-Nr. A 922, (neolithisch).

Erläuterungen

Martinsstadt

Erste Erweiterung

Zweite Erweiterung



1. Harnischhaus
2. St. Martin
3. Rathaus
4. Residenz
5. Hl. Geistspital
6. Jesuitenkirche
7. ehem. Franzisk. Kloster
8. Gymnasium
9. St. Jodok

A. Klausenberg
B. Achdorf
C. Annaberg
D. Grieser Wiesen
E. Klötzlgraben
F. Reiland
G. Froschau
H Freyung
I. Hofgarten

